1,70 DM / Band 472
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Monsterrache

Frankreich F 7,00 / Italien L 1000 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140

Monsterrache

John Sinclair Nr. 472

von Jason Dark

erschienen am 21.07.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Monsterrache

James Bealer fieberte dem großen Geld entgegen. An den Tod dachte er dabei nicht, obwohl ihn eine Stille umgab, wie sie in einer Gruft nicht anders hätte sein können.

Es war die Stille des Wassers, der tiefen See, wo alles verschwamm und das Schweigen zu einer Last wurde.

Die graugrüne Welt ließ keinen Sonnenstrahl mehr durch. Fische, die sich hier unten lautlos bewegten, schwammen oft dicht an den Taucher heran, um im nächsten Moment abzudrehen. Heraus aus dem Lichtkegel des Unterwasserscheinwerfers und zurück in die Dunkelheit.

Bealer hatte die starke Lampe am Gürtel festgehakt. Der breite, helle Speer half ihm, sein Ziel zu finden, aber noch war er von dem Meeresboden weit entfernt. Minuten später sah er den Schatten.

Das Wrack!

Hätte er im Freien gestanden, Bealer hätte gelacht oder sich die Hände gerieben, so aber leuchteten seine Augen hinter dem Sichtvisier für einen kurzen Moment auf, und er verstärkte auch seine Schwimmbewegungen.

Von der Backbordseite her näherte er sich dem schräg auf Grund liegenden Schiff.

Es war nicht sehr groß, mehr ein Küstenfrachter, der auch mal eine kleine Tour über die ruhige See nahm und an einer Insel anlegte, mehr aber nicht. Ihn interessierte auch nicht das Schiff direkt, ebenfalls nicht die offizielle Ladung - Eisenringe und Dichtungsnuten für ein Kraftwerk - nein, es war die andere Fracht, auf die es ihm ankam. Von ihr wußte kaum jemand etwas, aber sein Chef hatte es herausbekommen und Bealer, einen ehemaligen Kampfschwimmer der Navy, mit diesem Job betraut.

Er näherte sich dem Wrack.

Es lag da, einem Gemälde gleich. Fische umschwammen es oder glitten hinein. Sie waren die stummen Begleiter und Zeugen des Schiffsuntergangs gewesen.

Der Taucher glitt über die Reling hinweg, drehte sich nach links und sah das gewaltige Loch im Boden. Der Kahn war bei stürmischem Wetter gegen einen Felsen geschleudert worden. Dessen scharfe Steine hatten die Verkleidung aufgerissen, als bestünde sie aus Papier.

Bealer tauchte in das Loch. War es in der normalen See schon düster gewesen, so kam er sich jetzt vor wie ein Frosch, den ein gewaltiges Maul verschluckt hatte.

Wertvolle Dienste leistete ihm die Lampe. Sie zeigte ihm den Weg, den er zu nehmen hatte.

Die silbrig glänzenden Leiber kleiner Fische huschten an ihm vorbei, als er sich langsam auf den noch vorhandenen Schiffsboden sinken ließ und mit beiden Füßen Kontakt bekam.

Er blieb stehen, da er sich zunächst orientieren mußte. Bealer befand sich nahe der Laderäume, die sich mehr mittschiffs und zum Heck hin befanden. Die Räume waren nicht sehr groß, konnten durch Schotts abgetrennt werden, so daß sich Bealer vorkam wie in einem Labyrinth.

Zielstrebig führte er seine Suche fort. Der Strahl tastete wie ein verlängerter Arm in jeden Winkel, leuchtete ihn aus, aber er fand noch nicht das, was er suchte.

Bealer ging davon aus, daß die heiße Ware irgendwo in den Lagerräumen versteckt worden war.

Sein Vorrat an Sauerstoff reichte für zwei Stunden. Wenn er bis dahin nichts gefunden hatte, mußte er noch einmal auftauchen und die Flaschen wechseln.

Schlimmer war schon die Kälte. Trotz des Thermo-Neoprenanzugs,

den er übergestreift hatte, würde sie irgendwann in seine Knochen dringen und ihn unbeweglich machen.

Seine Suche begann mit System. Einige der großen Holzkisten waren so aufgeweicht, daß sich die schwere Ladung ins Freie gedrückt hatte. Die großen Metallringe lagen auf dem Boden verteilt und wirkten wie ein Spielzeug für Fische.

Mit kräftigen Beinbewegungen schwamm er nach einer gezielten Durchsuchung des ersten Laderaums in den zweiten hinein, leuchtete nach rechts und schrak heftig zusammen, als er die Berührung an der linken Schulter spürte, die dann weiterglitt und seinen Hals ertastete.

Er drehte den Kopf.

Bealer war abgebrüht, die Jahre beim Militär hatten ihre Spuren hinterlassen, doch als er den treibenden Körper sah, der mit seinen ausgebreiteten Armen wie ein toter Fisch wirkte, überlief es ihn doch kalt und heiß zugleich.

Er hatte einen Toten gefunden!

Bealer war irritiert. Seines Wissens hatte sich die Mannschaft trotz widriger Umstände retten können. Wer also war dieser Mann?

Der Taucher holte sich den Toten heran. Mit der linken Hand umfaßte er den Schulterknochen, drehte die Leiche und richtete den Lampenstrahl direkt in deren Gesicht.

Es wirkte häßlich und abstoßend. Dabei sah es aus wie ein aufgepumpter Ballon, und Bealer sah, wie der Kopf plötzlich kippte, als hätte man ihn angeschnitten.

Er blieb aber auf dem Hals. Dennoch stimmte etwas nicht mit ihm, denn diesem Mann war das Genick gebrochen worden. Deshalb stand der Kopf auch in einem so unnatürlichen Winkel vom Körper ab.

Der Tote trug noch seinen Taucheranzug, der allerdings in Fetzen von seinem Körper hing. Auch die Haut war aufgerissen. Die Wunden hatten sich nicht geschlossen, sie sahen an den Seiten aus wie dicke, wulstige Gebilde und konnten Ekel erzeugen.

Bealer sah die Sache aus anderen Augen. Er bemühte sich um einen gewissen Realismus und dachte über den Toten nach. So wie er ums Leben gekommen war, sah es so aus, als hätte man ihn gefoltert. Und zwar von einem Ungetüm oder Ungeheuer, das sich hier irgendwo versteckt hielt. Da der Taucher daran jedoch nicht glaubte, rechnete er eher damit, daß eine andere Gruppe ihre Hände mit im Spiel gehabt haben konnte.

Vielleicht die Konkurrenz, die ebenfalls etwas von der Ladung erfahren hatte.

Er jedenfalls war gewarnt worden.

Seine Hand löste sich von der Leiche, die augenblicklich von der leichten Strömung gepackt und zur Seite getrieben wurde.

Bealer schwamm weiter.

Er bewegte dabei nur seine Beine, glitt in Kopfhöhe über dem Boden hinweg und hatte seine Blicke überall. Noch einmal wollte er eine so große Überraschung nicht erleben.

Drei Laderäume durchsuchte er. Er fand weder die heiße Ware noch einen zweiten Toten.

Bealer blieb allein…

Allmählich machte ihm auch die Kälte zu schaffen. Der Schutz innerhalb des Anzugs war einfach nicht so gut, als daß er alles abgehalten hätte.

Im Lampenstrahl entdeckte er eine Leiter an der Wand. Die eisernen Sprossen führten hoch und endeten dicht vor der breiten Ladeluke, die geöffnet war.

Bealer stieß mit ausgestreckten Armen hoch. Kurz vor Erreichen des Ziels bewegte er seine Hände fächerartig, verließ die unteren Bereiche des Wracks und hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Er wußte nicht, was da lauerte, aber irgend etwas hielt sich verborgen.

Er drehte sich.

Den Schatten sah er, als es bereits zu spät war. Er kam von der Seite, war im Dunkel des Wassers geboren, schlug und schnappte gleichzeitig zu. Bealer spürte den fast wahnsinnigen Schmerz im rechten Handgelenk, drückte sich zur Seite und blickte der Stablampe nach, die man ihm aus der Hand geschlagen hatte.

Wer war es gewesen?

Die Lampe trudelte in den Laderaum. Sie verbreitete noch einen hellen, teppichartigen Fleck, der immer mehr verschwamm und noch vor dem Erreichen des Grundes von der Finsternis aufgesaugt wurde.

Eine Lampe war wichtig, aber nicht lebenswichtig. Deshalb tauchte James ihr auch nicht nach. Die noch unbekannte Gefahr wollte er nicht gerade im Stauraum auf sich ziehen.

Wo steckte sie?

Er schaute nach vorn und sah etwas, das nicht in diese Umgebung hineinpaßte. Einen zitternden länglichen Gegenstand, sehr groß, weitaus stärker als ein Mensch und hier unter Wasser zu Hause.

Leider in der diffusen Dunkelheit nicht zu erkennen, aber größer und drohender werdend, als es auf ihn ankam. Als würde ihm ein heller Berg entgegenkippen, so wirkte dieses Gebilde, das sich auch strecken konnte, denn Bealer sah lange, klauenartige Gegenstände, die wie Greifzangen eines Scherentieres wirkten.

Bealer kam trotzdem weg. Das verdankte er seinen ausgezeichneten Reflexen. Er tauchte unter, zwei kräftige Bewegungen der Beine brachten eine gute Distanz zwischen ihn und den Angreifer, so daß er für die nächsten Sekunden Ruhe hatte.

Aber was folgte dann?

Bealer ging davon aus, daß ihm dieses Wesen unter Wasser haushoch überlegen war. An der Oberfläche sah dies anders aus, deshalb mußte er unbedingt hoch und an Bord klettern. Sein Boot schwamm gut verankert auf dem Wasser.

Es war gefährlich, so hastig aufzutauchen, doch ihm blieb keine andere Wahl. Bealer vertraute dabei auf seine Konstitution und auch Kondition. Von beidem besaß er genug.

Er schaute nicht mehr zurück, nur noch oben und bemerkte nicht, wie der Schatten von der rechten Seite kam. Erst als es zu spät war, sah er ihn. Dabei hatte er jedoch den Eindruck, daß der Schatten die Seiten sogar gewechselt hatte, er befand sich plötzlich überall.

Von einer Sekunde auf die andere hatte sich seine Umgebung verändert. Der Tod besaß Arme, und Bealer glaubte, zwischen den Backen eines Schraubstocks geraten zu sein, so grausam und brutal wurde er umklammert. Er fühlte den harten Druck an der Hüfte, den Schultern, auch am Hals, und er dachte daran, daß ihm wohl das Schlimmste passieren würde. Jeder Taucher hatte Angst vor dem radikalen Luftraub unter Wasser. Wenn ihm das Mundstück entrissen wurde und Wasser in seinen Mund drang.

Er bewegte seine Beine, begann zu trampeln, suchte nach Widerstand, fand keinen, denn das Wesen, das sich hinter ihm aufhielt und ihn umklammerte, schwang jedesmal herum.

Der Griff an seinem Nacken verstärkte sich. Er drückte den Kopf des Mannes nach vorn, als sollte dieser sich vor seinem Gegner verbeugen. Noch bekam er Luft, das aber änderte sich wenig später, denn eine zweite Hand war plötzlich da und fuhr von oben her über sein Gesicht. Da glitten fingerartige Gegenstände über seine Stirn, um sich bis zum Mundstück vorzutasten. Sie fanden den Schlauch, umklammerten ihn und rissen daran.

Bealer preßte die Lippen zusammen. Er wollte den Tod so lange hinauszögern wie möglich. Vielleicht bekam er noch eine Chance, dem Grauen zu entwischen, doch es war vergeblich.

Die Kräfte des Unheimlichen erlahmten nicht. Sie nahmen noch an Stärke zu.

Unter Wasser spielte sich ein stummer, verbissener, lautloser Kampf ab, den der Mensch einfach nicht gewinnen konnte. Eine Klaue riß die Sichtmaske von seinem Gesicht ab, faßte auch gleichzeitig nach dem Atemschlauch, und das Mundstück öffnete die Lippen des Mannes von innen her, als es hervorgezogen wurde.

Bealer hatte die Augen weit aufgerissen. Wie den Schatten einer Schlange sah er das Mundstück und den daran hängenden Schlauch vor seinem Gesicht tanzen.

Dahinter einen großen, gelben Fleck, der sein gesamtes Gesichtsfeld einnahm.

Das Monstrum!
Ein Untier, aus der Tiefe, ein Killer, vielleicht Fisch, vielleicht Mensch. So etwas wie in Loch Ness vielleicht.
Wasser war in Bealers Mund gedrungen. Er schluckte es automatisch, aber er brauchte Luft.
Da erwischte ihn der Schmerz. So schlimm, wie er ihn nie zuvor erlebt hatte. Es gab keine Stelle am Körper, die nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde, vom Hinterkopf bis hin zu den Füßen wütete er und verzehrte einfach alles.
Auch sein Leben…
Bealer starb und bekam nicht mehr mit, was das Monstrum noch alles mit ihm anstellte.
Durch die Tiefe der See trieb ein Wesen, das einmal ein Mensch gewesen war.
Der unheimliche Mörder aber verschwand. Er hatte bereits sein zweites Opfer gefunden.
Jeder, der sich dem Schiff näherte, sollte sein Leben verlieren. So leicht konnte der Fluch nicht gelöscht werden…

***

Das Gesicht des Mannes, grau wie Granit, hatte einen anderen Farbton bekommen. Eine gewisse Bleiche schlich sich in die graue Farbe ein. Sie sah aus wie ein Schatten, deshalb wirkten die Augen noch dunkler.
Der Mann stand neben dem Toten und starrte ihn an. Daß die Leiche einmal ein Mensch gewesen war, konnte er gerade noch erkennen, obwohl das Wasser den Körper bereits gezeichnet hatte. Er wirkte aufgedunsen, fast ballonartig. Die Augen waren aus den Höhlen gequollen, der Mund wirkte wie ein schiefsitzendes Maul, aus dem Finger und Tang hervorstachen, als hätte man dieses nachträglich hineingestopft. Die Finger gehörten zur rechten Hand des Toten, die abgerissen worden war.
»Sie kennen den Mann, Mr. Costello?«
Logan Costello, das Granitgesicht und mächtiger Mafiachef, drehte sich zum Sprecher hin um.
»Sollte ich ihn kennen, Mister?«
Der junge Polizeioffizier nickte. Er hatte Mühe, dem Blick des Mafioso standzuhalten. Noch nie hatte er so kalte, grausame Augen gesehen. »Ja, das sollten Sie.«
»Weshalb?«
»In seiner Kleidung fanden wir einen Hinweis auf Sie.«
»Auf mich persönlich?«
»Nein, aber die Telefonnummer wies auf Ihre Firma hin, Mr. Costello, wenn Sie verstehen.«

»Ich verstehe nichts.«
»Kannten Sie den Mann also?«
Costello ging einen Schritt zurück. Seine Gesichtsfarbe veränderte sich dabei nicht. Das kalte Licht im Leichenschauhaus erreichte jeden Winkel und jeden Fußbreit Boden. »Ich kenne ihn nicht.«
Der Beamte preßte die Lippen zusammen. Er glaubte Costello nicht, konnte dies aber nicht sagen und nickte.
»Kann ich gehen?« fragte Costello.
»Selbstverständlich. Dem steht nichts im Weg. Wollen Sie sich den Toten nicht noch einmal genauer anschauen?«
»Nein!«
Es war eine knallhart gesprochene Antwort, die Costello gegeben hatte, und sie hatte endgültig geklungen. Costello kümmerte sich nicht mehr um den Polizisten. Mit festen Schritten ging er zum Ausgang. Er wirkte manchmal ein wenig wie der leider viel zu früh verstorbene Schauspieler Jean Gabin. Besonders in diesen Augenblicken, wo er seine Hände in die Außentaschen des offenen Mantels vergraben hatte und mit zielsicheren Schritten dem Ausgang entgegenging.
Wer ihm begegnet wäre und ihn angeschaut hätte, dem wäre es nicht möglich gewesen, die Gedanken des Mannes zu erraten, die sich hinter der breiten Stirn abspielten.
In Costello kochte es. Er war sauer, aufgeputscht. Er kam sich vor wie ein Vulkan, in dessen Tiefe es brodelte. Natürlich hatte er den Mann gekannt, sehr gut sogar. Schließlich hatte Bealer von ihm persönlich den Auftrag bekommen, das versunkene Schiff und dessen Ladung zu suchen. Er konnte nicht begreifen, daß der Taucher umgebracht worden war, und er fragte sich, wer dafür die Verantwortung trug?
Vor dem roten Backsteingebäude wartete sein Wagen nebst Fahrer und Leibwächter. Costello war nach Dover gefahren, um sich den Toten anzuschauen. Es gefiel ihm nicht, daß Bealer eine gewisse Telefonnummer bei sich getragen hatte. Es war abgemacht gewesen, daß er nichts haben sollte, was auf eine Verbindung zu Costello schließen lassen konnte. Der Mafioso sah Schwierigkeiten auf sich zukommen. Er konnte sie nicht gebrauchen. In den letzten Monaten hatte er Ruhe gehabt, und seine Geschäfte waren hervorragend gelaufen.
Jetzt dieser plötzliche Einbruch.
Neben dem Wagen blieb er stehen. Es war ein großer Mercedes der Luxusklasse. Man öffnete ihm die Tür, der Leibwächter war ausgestiegen. Sein bulliger Körper deckte den Mafioso.
»Fahr noch nicht ab!« befahl Costello seinem Fahrer und kletterte in den Fond. Es roch noch nach Leder und Holz, so neu war das Fahrzeug. Costello schaute aus dem Fenster. Er sah dem Verkehr zu, ohne ihn richtig wahrzunehmen, denn seine Gedanken kreisten um

James Bealer. Daß er tot war, darum kümmerte er sich nicht mehr. Für Costello war wichtig, wie der Mann ums Leben gekommen war.

Das war kein einfacher Mord gewesen, kein simples Ertrinken. Man hatte ihm eine Hand abgerissen und sie ihm in den offenen Mund gestopft, zusammen mit Algen oder Tang.

Das Genick war ebenfalls gebrochen worden, als wäre der Taucher in eine Eisenklammer geraten.

Hinzu kamen die Wunden. Groß, schrecklich, aufgerissen.

Da stimmte etwas nicht!

Logan Costello war ein mächtiger Mann. Er hielt die Fäden der Unterwelt fest in beiden Händen.

Ihm entging nichts. Er kontrollierte und beherrschte sein Revier. Scotland Yard hatte schon alles versucht, seine Kreise einzuengen oder völlig zu unterbrechen. Das war selbst dieser Polizeiorganisation nicht gelungen, und dies hatte seinen Grund.

Der Teufel persönlich hatte über Costello seine schützende Hand gelegt. Der Mafioso paktierte mit den Mächten der Finsternis. Er war ihnen sehr zugetan, und Asmodis persönlich hatte ihn auf dem Weg des Verbrechens begleitet und ihn geleitet.

Die Rückendeckung war also da. So hatte Costello unbesorgt in die Zukunft schauen können. Aber jetzt schien ihn der Satan verlassen zu haben. Er ging davon aus, daß Bealer von einem Wesen gekillt worden war, das er als nicht menschlich ansah.

Es gab dafür einen anderen Begriff.

Schwarzmagisch…

Kein Mensch brachte einem anderen diese Wunden bei. Man schnitt dem Toten auch nicht die Hand ab und steckte sie ihm in den Mund. So etwas taten Killer nicht. Ihnen reichte es, wenn der Gegner ertrank oder von einem Harpunenschuß ins Jenseits befördert wurde. Was bei Bealer eingetreten war, mußte mit Dingen zusammenhängen, die jenseits des menschlichen Verstandes lagen.

Costello aber wollte Gewißheit haben. Er konnte sich nicht vorstellen, vom Satan hintergangen worden zu sein. Er wußte allerdings auch, daß Asmodis in den eigenen Reihen Feinde besaß. Vielleicht wollte man auch ihm einen Streich spielen.

Ferner dachte der Mafioso nicht daran, das Rauschgift an Bord des versunkenen Schiffes einfach sausen zu lassen. Wenn er das Heroin hob, hatte er einige Millionen Pfund gewonnen. Dieses kleine Küstenmotorschiff war in Südfrankreich ausgelaufen und, an der Küste entlang, nach Norden getuckert. Im Kanal aber hatte es ihn erwischt. Da war es gesunken. Das lag einige Zeit zurück, als die Herbststürme über der Nordsee tobten. Die Besatzung hatte sich retten können. Sie war nicht eingeweiht, nur der Kapitän wußte Bescheid, und ihm wollte Costello auf die Füße treten und einige Fragen stellen.

Seine beiden Leute hatten kein Wort gesagt. Sie saßen stumm wie Puppen auf Fahrer- und Beifahrersitz.

Costello schaute nach links.

Dort befanden sich die Stufen, die zum Eingang hochführten. An der Tür erschien der Polizeibeamte, der Costello einige Fragen gestellt hatte.. Der Mann schaute auf den Mercedes, bevor er mit etwas zögernd wirkenden Schritten die Treppe hinabging.

Costello schaute in das Gesicht des anderen. Es hatte einen entschlossenen Ausdruck angenommen.

»Fahrt los! Aber langsam, und bleibt mit dem Bullen auf einer Höhe!«

»Okay, Chef!«

Der Wagen rollte lautlos. Costello ließ die gepanzerte Seitenscheibe nach unten fahren und beugte sein Gesicht aus dem Fenster, als er mit dem Beamten auf gleicher Höhe war.

»Was werden Sie jetzt tun?«

Der Inspektor drehte den Kopf. »Ihnen, Mr. Costello, gebe ich darüber keine Auskunft.«

Das Granitgesicht verzog die Lippen. »Einen guten Rat gebe ich Ihnen, mein Freund. Stören Sie meine Kreise nicht. Es könnte Ihnen nicht bekommen.«

»Soll das eine Drohung gewesen sein?«

»Nein, ein Ratschlag, nur ein Ratschlag.«

»Darauf verzichte ich!«

»Los, Gas!« Costello ließ die Scheibe wieder in die Höhe surren. Der Wagen wurde schnell.

Zurück blieb der Inspektor. Seine Hände hatte er geballt. Er wußte, wer Costello war und schüttelte leicht den Kopf, über den der Wind fuhr und mit seinen Haaren spielte. »Nicht mit mir, Costello, nicht mit mir. Ich kusche nicht…«

***

Suko und ich saßen wie die Schulbuben im Büro unseres Chefs, der uns über den Schreibtisch hinweg anschaute. »Wie war es in Frankreich?« fragte er lächelnd.

»Haarig«, erwiderte ich. »Wieso?«

»Templer sind keine Chorknaben«, meinte Suko.

Sir James nickte. »Das weiß ich.« Er legte einen Bleistift zurecht. »Haben Sie denn Fortschritte gemacht, was das Geheimnis und die Historie der Templer angeht?«

»Kann man wohl sagen, Sir. Wir haben durch unsere Reise in die Vergangenheit Dinge erlebt, die heute noch Bedeutung haben. Um Fälle aufzuklären, muß man hin und wieder die Ursachen bekämpfen. Leider hat Abbé Bloch vier gute Männer verloren. Der Kampf wird härter werden, das sehe ich voraus.«

Sir James nickte. »Das war abzusehen. Dennoch sollte man nicht nur eingleisig fahren.«

Ich spitzte die Ohren. Wenn unser Chef so redete, hatte er meistens etwas in der Hinterhand. »Denken Sie da an eine bestimmte Sache, Sir?«

»Ein neuer Job?« fragte Suko.

»So könnte es sein.«

»Sie wissen es noch nicht genau?«

Sir James lächelte und strich über seine Stirn. »Das ist alles ein wenig vage. Während Sie in Frankreich waren, ist hier auch etwas geschehen.«

»Hängt es mit der Templer-Kirche in Soho zusammen?« fragte Suko.

»Nein, das hat damit nichts zu tun. Die Meldung kam von den Kollegen aus Dover. Es geht um eine Leiche.«

»Kennen wir den Toten, Sir?«

»Ich glaube nicht Suko. Er heißt James Bealer und ist Taucher von Beruf gewesen. Er hat mal in der Navy gearbeitet, wurde dort aber unehrenhaft entlassen. Die Strömung spülte ihn an den Strand.«

Bei diesen Worten holte Sir James ein Hochglanzfoto hervor und schob es über seine Schreibtischplatte auf uns zu.

Ich legte es so hin, daß wir es beide anschauen konnten. Sir James ließ auch noch mehr Aufnahmen folgen. Der Tote war aus verschiedenen Blickwinkeln fotografiert worden, und Suko als auch ich bekamen leichtes Magendrücken, als wir ihn anschauten.

»Der sieht nicht gut aus«, meinte mein Freund.

»Sie sagen es.«

»Wer hat ihn…?«

Sir James winkte ab, bevor ich meine Frage noch hatte ganz aussprechen können. »Wir wissen es nicht, John. Es ist Ihre Aufgabe, es herauszufinden. Bealer war eine Wasserleiche. Er wurde angeschwemmt.«

Ich runzelte die Stirn. Irgendwie hatte ich den Eindruck, daß Sir James mir etwas verschwieg. Er kam mit den Informationen nur kleckerweise heraus. »Da der Mann noch Reste seiner Taucherkleidung trägt, gehe ich davon aus, daß er irgend etwas unter Wasser gesucht hat.«

»So kann man es sehen.«

»Wonach tauchte er?«

Sir James lehnte sich zurück und hob die Schultern. »Das weiß keiner von uns.«

»Könnte es jemand wissen?« fragte Suko.

»Ja.« Unser Chef beugte sich wieder vor. Er nahm die Brille ab und reinigte die Gläser. Dabei gab er seine Antwort. Er sprach die Worte locker, aber hinter ihnen steckte eine nicht zu unterschätzende

Brisanz. »Informiert über seine Aufgabe müßte ein gemeinsamer Bekannter von uns sein. Logan Costello!«
»Ach«, sagte ich.
Suko schwieg. Er drehte nur seinen Kopf und schaute mich an. »Ich weiß nichts, Alter.«
»Und Costello angeblich auch nicht«, erklärte Sir James.
»Was Sie ihm nicht abnehmen?«
»Genau.«
»Wie kam man auf die Spur?«
»Die Kollegen in Dover fanden in seiner Tasche eine Telefonnummer, die eine Verbindung zu Costello herstellte.«
Ich war skeptisch. »Zu ihm persönlich?«
»Nein, das nicht. Zu einem seiner Betriebe. Sie kennen das ja. Costello kann man kaum direkt erreichen.«
»Dann hat der Taucher für ihn gearbeitet«, sagte ich.
»Davon gehen wir aus. James Bealer muß für Costello einen Auftrag übernommen haben, der so gefährlich und riskant war, daß er ihn das Leben gekostet hat.«
»Haben Sie sich Gedanken darüber gemacht, Sir, was dieser Auftrag hätte beinhalten können?«
»Natürlich. Nur bin ich zu keinem Ergebnis gekommen. Costello selbst streitet alles ab.«
Ich veränderte meine Sitzhaltung und schlug die Beine übereinander. »Sie haben mit ihm bereits geredet?«
»Nein, nicht ich. Die Kollegen aus Dover kümmerten sich um ihn. Er hat die Sache wichtig genommen, da er selbst in die Stadt gefahren ist, um sich den Toten anzusehen.«
»Wie war das Ergebnis?« fragte Suko.
»Negativ. Costello kannte den Mann angeblich nicht. Es war nichts anderes vorauszusehen.«
Ich nickte. »Das kann sich wohl jeder denken. Der gibt nichts zu.«
Suko atmete seufzend. »Ich frage mich nur, wonach der Mann gesucht haben könnte?«
»Wonach taucht man schon?«
»Nach einem Schiff?«
Ich nickte. »Fast immer.«
»An was haben Sie denn gedacht?« erkundigte sich Sir James.
Ich lächelte. »Vielleicht nach einem Schatz. So etwas ist ja heute modern.«
»Vielleicht.«
»Sir, Sie wissen etwas!«
Unser Chef lächelte schief. »Eigentlich nicht. Man hat die Leiche natürlich untersucht und auch anhand der Strömungsverhältnisse herausgefunden, wo sie eventuell ins Wasser gefallen sein könnte.« Sir

James drückte sich sehr vorsichtig aus.
»Und?«
»Etwa zehn bis zwanzig Meilen südöstlich von Dover.«
»Das ist vage.«
»Sehr richtig.«
»Sie haben bestimmt nachgeforscht, Sir«, sagte Suko lächelnd.
»Ja, ich habe mich mit dem Amt für Schiffahrt und Seeüberwachung in Verbindung gesetzt. Ich ging davon aus, daß dieser Mann keinen Schatz suchte, sondern nach einem Schiff tauchte. Es ist leicht zu erfahren, welche Schiffe im letzten Jahr dort gesunken sind. Viele waren es nicht. Zwei insgesamt. Es gerieten zwar mehrere in Seenot, aber zur Katastrophe kam es nur bei zwei Kähnen.«
Sir James nahm einen Schluck Wasser, das kohlesäurefrei war. »Ein Schiff können wir streichen. Es sank viel weiter nördlich. Blieb nur noch die ›Coast Star‹ übrig.«
»Küstenstern?« wiederholte ich. »Kein Hochsee…?«
»Nein, nein, John, ein Küstenmotorschiff. Er fuhr unter englischer Flagge und transportierte Waren aller Art. Jedenfalls war es kein Passagierschiff. Die Mannschaft hat sich retten können, der Kapitän ebenfalls. Er befindet sich noch in London.«
»Hat er kein neues Schiff bekommen?« fragte Suko.
»Nein, diese Havarie hängt ihm wohl nach. Vielleicht möchte er auch nur ausspannen. Wer weiß das schon? Jedenfalls habe ich auch den Namen dieses Mannes. Cole Wilson.«
»Wir sollen ihn also besuchen?«
»Das wäre nicht schlecht.«
Suko und ich bekamen die Adresse. Cole Wilson wohnte am Stadtrand, ziemlich weit im Norden, in Wood Green.
»Ich habe mich schon erkundigt«, sagte unser Chef. »Wilson hat ein Zimmer in einem Heim für Seefahrer.«
»Ist er schon älter?«
»Über Fünfzig erst. Man hat mir gesagt, daß er die Katastrophe zwar körperlich überstanden hat, seelisch allerdings sehr unter dem Verlust seines Schiffes leidet. Sie müssen damit rechnen, daß er Ihnen nicht die Auskünfte geben kann, die Sie vielleicht erwarten.«
»Sie meinen, daß er nicht richtig im Kopf ist?«
»Das könnte sein.«
»Mal sehen.« Wir standen auf und verließen das Büro. Im Gang fragte Suko: »Ein Routinefall, John?«
Ich verzog den Mund. »So sieht es aus. Aber denke daran, wie oft wir uns schon geirrt haben, wenn ein Fall so relativ harmlos begann…«

***

Über Weihnachten waren Unmengen von Schnee gefallen. Das

Tauwetter folgte auf dem Fuß und hatte die meiste Pracht verschwinden lassen.

Was jetzt noch auf Wiesen oder an Straßenrändern lag, waren nur sehr schmutziggraue Flecken.

Sie verteilten sich auch auf dem braun wirkenden Rasen, der das Heim für Seeleute umgab. Es lag in einem kleinen Park und wurde auch eingerahmt von blattlosen Bäumen, deren Äste wie kahle Arme um sich greifen wollten.

Selbst die Mauern des Hauses sahen an diesem trüben Wintertag grau aus. Fenster reihten sich an Fenster. Die Scheiben schimmerten matt. Es war windig geworden. Bei diesem Wetter hielt sich kein Mensch im Park auf. Auch die Tür des Heims war verschlossen.

Suko und ich suchten einen Parkplatz für unseren Leih-Rover. Wir konnten uns den Fleck aussuchen und stellten den Wagen dort ab, wo eine Hecke die Grenze des Grundstücks markierte. Unser Rover stand dort nicht allein. Einige andere Fahrzeuge hatten ebenfalls ihre Plätze gefunden.

Über einen aufgeweichten, schmalen, gewundenen Pfad näherten wir uns dem Eingang. Er war verschlossen und umrankt von einem blattlosen Rankenwirrwarr.

Zu klingeln brauchten wir nicht, denn die Tür wurde plötzlich geöffnet. Ein Mann verließ das Haus, eingepackt in einen Wintermantel und seinen Stock wie einen Degen haltend. Ich schätzte den Mann auf mindestens 80 Jahre. Er sah aus wie der Seebär persönlich. Sein Gruß war militärisch knapp und sehr forsch.

Suko grinste, als wir die Halle betraten. Daß hier Seeleute wohnten, war auf dem ersten Blick zu erkennen. Das große Ruder an der Wand, ein nachgebautes Schiff der East-Indian Company unter der Decke, die Bilder an den Wänden, die nur Motive zeigten, wie sie die Seefahrer auf allen vier Weltmeeren sahen, und auch die Tafel mit den Ehrenabzeichen an der Wand waren Zeugen und Erinnerungen an Zeiten, die hinter den meisten hier Lebenden lagen.

Eine Frau kam auf uns zu.

Sie trug ein graues Kostüm, wirkte sehr resolut und war auch ziemlich kernig gebaut.

»Sie wünschen?« erkundigte sie sich.

»Wir möchten zu Cole Wilson«, sagte ich.

Zuerst schaute sie mich an, dann Suko. »Was wollen Sie denn von ihm?«

»Das möchten wir mit ihm selbst besprechen.«

Sie legte die Stirn in Falten. Auf ihrer Oberlippe wuchs ein dunkler Damenbart. »Der Kapitän bekommt selten Besuch. Aber heute scheint es sich zu drängen.«

»Wieso?« fragte ich.

»Sie sind nicht die einzigen. Vor etwa einer Viertelstunde kamen schon zwei Männer, die nach ihm fragten.«

Wir wurden mißtrauisch. »Und? Was haben Sie den Leuten gesagt?«

»Zu dem Kapitän hochgeschickt.«

»Sind die Männer noch da?« fragte Suko.

»Ich habe Sie nicht wieder das Haus verlassen sehen.«

»Wo können wir Mr. Wilson finden?«

Die Frau fühlte sich für ihren Schützling verantwortlich. »Moment noch, ich kann eigentlich nicht zulassen, daß vier Personen den Kapitän besuchen. Ihm geht es nicht sehr gut. Er hat seelische Probleme, wissen Sie…?«

Ich zeigte ihr meinen Ausweis.

»Vom Yard sind Sie?« Die Frau wurde nervös.

»Ja.«

»Was hat der Kapitän denn angestellt?«

»Nichts. Wir wollen ihn nur über einige Dinge befragen, das ist alles. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.«

»Nun ja, gut.« Sie schluckte. »Zimmer 80 im dritten Stock.«

»Danke sehr.«

Wir nahmen nicht den Lift und liefen durch das breite düstere Treppenhaus mit den gelb angestrichenen Wänden, an denen ebenfalls Bilder hingen. Diesmal zeigten sie nur Schiffe.

Natürlich sprachen wir auch über den Besuch, der bei Cole Wilson war. Suko konnte sich ebenso wenig einen Reim darauf machen wie ich. Schließlich blieben wir bei dem Namen Costello hängen.

Ich schüttelte den Kopf. »Das Granitgesicht wird sich kaum dazu herablassen und einen Mann wie Wilson besuchen.«

»Er nicht unbedingt…«

Wir hatten die dritte Etage erreicht. Im Vorflur saßen einige Männer um einen runden Tisch herum und spielten Karten. Sie ließen sich von uns nicht stören.

Mir gefiel das Haus nicht besonders. Es erinnerte an eine Mischung aus Altersheim und Krankenhaus.

Das Zimmer 80 lag ungefähr in der Mitte. Die Tür war braun gestrichen, lag in einer kleinen Nische, aber wir traten noch nicht ein, sondern lauschten an der Tür.

Zu hören war nichts.

Suko deutete auf die Klinke, die ich nach unten drückte und so die Tür dann ruckartig aufstieß. Das war nicht sehr höflich, aber darauf konnten wir keine Rücksicht nehmen.

Sehr groß war der Raum nicht. Mehr lang als breit. Er besaß ein Fenster der Tür genau gegenüber.

Dort befand sich auch die schmale Couch mit den beiden Sesseln und dem Tisch dazwischen.

Auf der Couch hockte Cole Wilson. Eingerahmt war er von zwei Typen, die sich nach unserem Eintritt sofort umgedreht hatten und uns in die Gesichter starrten.
Das waren vielleicht Kerle.
Suko und ich hatten einen Blick für Menschen. Das waren Kerle, die man als Schläger bezeichnen konnte.
Cole Wilson saß zwischen ihnen, als wäre er auf der Sitzfläche festgeklebt. Er wirkte schmal- und ängstlich, die beiden anderen Männer rahmten ihn ein wie Türme.
»Guten Tag«, grüßte ich.
Der Kerl rechts von uns, er trug noch einen weichen Hut, sagte nur ein Wort: »Raus!«
Ich blieb stehen und lächelte. »Nein, Mister, das soll uns der Kapitän selbst sagen. Sollen wir gehen, Mr. Wilson?«
Der magere Mann saß da wie ein Häufchen Elend. Seine Haut war blaß und dünn. Das graue Haar hing ihm in die Stirn. Unter dem Auge schimmerte ein dunkler Fleck, als hätte ihn dort ein Faustschlag erwischt. Wilson trug eine grüne Strickjacke, eine dunkle Hose und ein kariertes Hemd. Seine Hände hielt er fest zusammengepreßt. Die Augen in seinem schmalen Gesicht wirkten wie dunkle Knöpfe.
Eine Antwort bekamen wir nicht.
Der hutlose Mann ging auf Suko zu. Dabei atmete er ein, so daß sich die braune Lederjacke vor seiner Brust spannte. So wie er auf meinen Freund zuging, konnte es nur bedeuten, daß er ihn mit Gewalt aus dem Zimmer bugsieren wollte.
»Laß es sein!« warnte Suko.
Der Hutlose grinste schief und holte aus. Er hatte eine Faust wie ein Hammer. Sie hätte Suko irgendwo zwischen Brust und Kinn erwischt, aber mein Freund machte es sehr lässig und trotzdem gekonnt.
Er lag plötzlich in der Luft und trat mit dem rechten Bein zu. Es schien immer länger zu werden, und der Tritt paßte genau.
Der Mann mußte das Gefühl haben, gegen eine Wand geschlagen zu haben, so erschütterte ihn der Aufprall. Wahrscheinlich hatte er sich auch etwas gebrochen, jedenfalls ging er keuchend in die Knie und begann zu jaulen.
Der andere griff zur Waffe.
Ich war schneller. Plötzlich schaute er in die Mündung der Beretta, sah mein Kopfschütteln und nickte. »Schon gut, schon gut. Ihr habt gewonnen, Freunde.«
Mich irritierte die plötzliche Friedfertigkeit des Mannes und fragte: »So schnell gebt ihr auf?«
»Wieso?«
»Hat euch Costello nicht geschickt?«
»Wir hassen Gewalt, Mister. Ihr Bullen seid darin eben anders.«

Als der Hutlose das Wort *Bullen* hörte, schaute er auf und drehte seinem Kumpan den Kopf zu. Der strich mit zwei Fingern über die dunkle Hutkrempe und grinste. »Ja, es sind Bullen. Wir werden uns verabschieden. Bis später, Käpt'n.«

Cole Wilson nahm ihn nicht zur Kenntnis. Der Hutlose quälte sich auf die Beine. Er bedachte Suko mit Mordblicken, während er mit der Linken seine rechte Hand umklammerte.

So einfach wollte ich die beiden nicht verschwinden lassen. »Moment noch«, sagte ich zu dem Hutträger. »Was haben Sie von Cole Wilson gewollt?«

Der Typ hatte feuchte Lippen, die er jetzt zu einem Schweinemund zusammenzog. »Wir wollten einem älteren Herrn einen Besuch abstatten. Mehr nicht, Mister.«

»Wie schön.«

»Noch etwas?«

»Ja. Worüber haben Sie sich unterhalten?«

»Über nichts.«

»Stumme Besucher?«

»Sie kamen uns eben dazwischen.«

»Was hätten Sie den Mann denn gefragt?«

»Ich weiß es nicht mehr.«

»Okay, Mister, Sie können gehen.« Ich nickte ihm zu. »Bestellen Sie Costello einen Gruß.«

»Wer ist das?«

»Sagen Sie ihm, daß wir beide mal wieder miteinander reden müssen. Wobei ich dann die Fragen stelle.«

»Wovon träumen Sie nachts, Mister?«

»Hau ab, Mann!« sagte ich.

Die beiden gingen. Suko war nicht damit einverstanden. »Machen wir nicht einen Fehler, sie laufenzulassen?«

»Die hätten den Mund nicht geöffnet.«

»Kann sein.«

Suko schloß die Tür, während ich mich in den Sessel rechts neben Cole Wilson setzte.

Er schaute mich an. Ich sagte meinen Namen, erntete aber keine Reaktion. Er hob nur den Arm und tastete dorthin, wo die Stelle unter dem Auge blau angelaufen und leicht geschwollen war.

»Hat man Sie geschlagen?« fragte ich.

»Nein. Ich habe mich gestoßen.« Er sprach langsam, als müßte er sich die einzelnen Buchstaben erst zusammensuchen.

So ganz glaubte ich ihm das nicht, aber es war momentan zweitrangig. Daß er vielleicht etwas wußte, davon war auch Costello ausgegangen. Sonst hätte er seine beiden Schläger nicht geschickt.

Ich lächelte ihn an. »Sagen Sie, Kapitän, sind Sie in der Lage, uns

einige Auskünfte zu geben?«
»Worüber?«
»Sie hatten ein Schiff...«
Er glotzte mich an. »Ja, das hatte ich. Es ging im Sturm unter. Und ich bin schuld.«
»Das können Sie doch so nicht sagen...«
»Ich habe mich nicht auf den Wetterbericht verlassen. Ich hätte es wissen müssen.«
»War der Sturm so arg?« fragte Suko.
Der Kapitän schaute auf die Tischplatte. »Nein, gar nicht mal. Ich hätte es auch geschafft, aber da war etwas viel Schlimmeres. Ich wußte, daß wir dem Schicksal nicht entrinnen konnten. Das wußte ich genau. Es war einfach grauenhaft.«
»Was denn?«
»Unsere Ladung.«
Ich lächelte. »Die war doch normal.«
»Ja, offiziell. Aber ich habe noch etwas an Bord genommen. Dafür bekam ich sehr viel Geld. Man überreichte es mir in Marseilles. Dort sind wir ausgelaufen.«
»War es Rauschgift?«
Wilson begann zu kichern. Er benahm sich wie ein Kind, warf sich zurück und wieder vor. »Das... das war es.«
Suko und ich wechselten einen Blick. Allmählich klärte sich der Fall. Er war sehr simpel.
»Und dieses Rauschgift ist mit gesunken - oder?« fragte ich.
»Ja.«
»Sind die beiden Männer deshalb gekommen?«
»Vielleicht.«
»Man hat bereits danach getaucht«, sagte ich. »Aber der Taucher starb. Er ist nicht ertrunken, wie man hätte annehmen können. Man brachte ihn unter Wasser um.«
»Ja?« Seine Augen wurden groß. »Ich lüge Sie nicht an.«
Er nickte heftig. »Das... das glaube ich sogar. Keiner kann ihm entkommen.«
»Wem?«
»Dem Fluch«, flüsterte er. »Es gibt einen Fluch, der über dem Schiff liegt. Man darf ihn nicht stören. Er vernichtet, verstehen Sie? Er kennt überhaupt kein Pardon.«
»Was ist das für ein Fluch?«
»Sie ist die Wächterin des Schiffes. Sie hütet es, auch wenn es längst gesunken ist.«
»Wer ist sie?«
»Die Wasserhexe!«
Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Käpt'n, davon habe ich noch

nie gehört.«
Cole Wilson verzog die Lippen. »Das glaube ich euch gern. Ja, das glaube ich. Die Wasserhexe kennt kaum jemand, aber sie ist sehr, sehr schlimm. Sie ist grauenhaft, verstehen Sie?«
»Vielleicht. Aber was hat sie mit Ihrem Schiff zu tun?«
»Sie beschützt es. Sie läßt keinen Fremden heran. Sie ist überall. Sie ist ein Geist und ein Monstrum. Auch mich wird sie töten.«
»Als Beschützerin?« fragte Suko.
»Ja, denn ich habe ihr Unrecht getan. Ich hätte nicht über sie reden sollen. Das will sie nicht, verstehen Sie? Sie will es nicht, daß man über sie spricht. Aber ich habe es getan. Dafür wird sie sich schrecklich rächen, glauben Sie mir.«
»Meinen Sie, daß sie aus dem Wasser steigt?«
»Sie ist überall.« Er nickte inhaltsschwer und wischte über sein schweißfeuchtes Gesicht. Dann schüttelte er sich, als hätte man Wasser über ihn gegossen.
»Aber nicht hier - oder?«
»Sie ist Geist und Ungeheuer«, flüsterte Wilson. »Glaubt es mir. Geist und Ungeheuer. Sie lebt nicht nur im Wasser oder auf einem Schiff. Sie kann auch durch die Lüfte fliegen.«
»Haben Sie die Wasserhexe denn gesehen?« erkundigte ich mich.
»Ja, auf dem Schiff.«
»Dann kann sie sich noch an Bord befinden?«
»Bestimmt.«
»Und Sie haben die Wasserhexe an Bord genommen?«
»Ich bekam sie als Schutz.«
»Von wem?«
Er wechselte das Thema. »Haben Sie noch ein wenig Zeit? Dann kann ich es Ihnen erzählen, denn ich spüre, daß mir nicht mehr viele Stunden bleiben.«
»Bitte, erzählen Sie. Wir haben Zeit, so lange Sie wollen. Zudem glauben wir Ihnen die Geschichte auch, Mr. Wilson.«
»Das müssen Sie.« Er nickte und lehnte sich wieder zurück. Bevor er mit seiner Erzählung begann, dachte er noch nach. Sein Blick nahm dabei einen schwärmerischen Ausdruck an. »Mein Schiff war schon alt, als ich es erwarb. Aber ich war in das Schiff verliebt. Ich habe es in Dover bekommen, das liegt jetzt mehr als zehn Jahre zurück. Es hat einem alten Kapitän gehört, der mit ihm lange Zeit über das Meer gefahren ist. Und dieser Mann erklärte mir auch, daß sich etwas auf dem Schiff befindet, was ich niemals von Bord nehmen darf.«
»War es die Wasserhexe?« fragte ich.
»Nein, die Mumie.«
»Wie?« rief Suko.
»Die Mumie des Zauberers, eines alten Schamanen, der dem Schiff

seinen Segen gegeben hat. Aber es ist am besten, wenn ich von vorn beginne, verstehen Sie?«

»Sicher.«

»Dann hören Sie zu…«

Die Gestalt des Mannes, die mal mehr tot als lebendig gewirkt hatte, wurde von einem Strom der Kraft durchströmt. Wir bekamen eine so gute Erzählung zu hören, daß wir die Bilder wie einen Film vor unseren Augen ablaufen sahen…

***

Der Mann ohne Hut hatte seinen richtigen Namen vergessen. Seit mehr als zwanzig Jahren nannte man ihn Hammer. Er war einmal Boxer gewesen, auf die schiefe Bahn geraten und vom Netz der Unterwelt aufgefangen worden, was ihm eine trügerische Sicherheit gab.

Seit vier Jahren stand er in Costellos Diensten und hatte es hier zu einer traurigen Berühmtheit gebracht. Unter seinen Fäusten waren schon Konkurrenten gestorben, aber so etwas machte Hammer nichts aus. Er war ein Mann ohne Gewissen.

Wie sein Kollege Parker, der den Hut fast nie abnahm. Wer ihn nicht kannte, belächelte ihn zumeist, wenn er die weiche Krempe zurechtrückte. Es war bei ihm ein Zeichen, daß er sich entschlossen hatte, irgend etwas zu tun. Oft genug war dies schon in einen Mord ausgeartet.

Im Gang bekam Hammer einen leichten Wutanfall. »Wir hätten die Bullen trotzdem massakrieren können und…«

»Sei nicht dumm, Hammer.«

»Wieso?«

Vor dem Lift blieben sie stehen. Parker lächelte kalt. »Was meinst du, was Costello mit uns gemacht hätte?«

»Er wäre froh gewesen, wenn…«

»Du hast den Blonden und diesen Chinesen nicht einmal erkannt. Aber ich wußte, wer sie waren.«

»Und?«

»John Sinclair und Suko.«

»Habe ich schon mal gehört.«

»Wie schön für dich.«

Beide stiegen in den Lift. Hammer starrte auf seine Hand. Sie war dick angeschwollen.

»Ist was gebrochen?« fragte Parker. »Weiß ich nicht.«

»Laß sie röntgen.«

Hammers Augen begannen zu funkeln. »Wenn nichts passiert ist, hole ich mir den Chink.«

»Er ist besser als du«, erklärte Parker kühl.

Hammer lachte kichernd. »Ich kenne da Tricks, von denen wagt der nicht einmal zu träumen.«

Parker gab keine Antwort. Außerdem hatte der Lift im Erdgeschoß gehalten. Die Männer stiegen aus. In der Halle saßen inzwischen einige Bewohner des Heims. Sie unterhielten sich und erzählten, wie konnte es anders sein, von den alten Zeiten, als noch jeder von ihnen zur See gefahren war und man noch den ganzen Kerl forderte.

Auch die Verwalterin war anwesend. Sie trug unter dem rechten Arm eine Akte, sah die beiden Männer, blieb stehen und fragte: »Ist alles in Ordnung bei Ihnen?«

»Ja.«

»Sie sind klargekommen?«

Parker gab wieder die Antwort. »Natürlich. Der Kapitän hat sich über unseren Besuch gefreut.«

»Sind die beiden anderen Herren noch oben?«

»Ja.«

Parker und Hammer gingen. Der Schläger war sauer. Draußen holte er tief Luft. »Am liebsten hätte ich die Alte in den Boden gestampft, so neugierig wie die war.«

»Sie hat hier das Sagen.«

»Leider.«

Böiger Wind fuhr durch den Park und in die Gesichter der Männer. Sie mußten ebenfalls über den schmalen Weg laufen, um ihren Wagen zu erreichen.

Hammer war sauer. Er schimpfte über seine Hand, die noch dicker wurde. Seine Racheversprechen waren fürchterlich und glichen sich bereits den Methoden des Mittelalters an.

Parker sagte nichts. Er ging schneller, weil er sich unbedingt mit Costello in Verbindung setzen wollte. Leider besaß der braune Lancia, den sie fuhren, kein Telefon. Je früher ihr Chef Bescheid wußte, um so besser war es.

Parker schloß die Tür auf. Er stand im Wind und wartete, bis Hammer ihn erreicht hatte.

»Was hast du?«

Parker hob die Schultern. »Riechst du nichts?«

»Nein, wieso?«

Der Mann hielt seinen Hut fest und grinste. »Ich habe das Gefühl, als würde es hier nach faulem Wasser oder altem Tang stinken.«

»Davon merke ich nichts.«

»Egal. Steig ein.«

Parker öffnete die Beifahrertür, die Zentralverriegelung funktionierte nicht mehr, und schaute zu, wie Hammer in den Wagen kletterte. Seinen rechten Arm hielt er angewinkelt, und er drückte noch immer die Fläche der linken Hand gegen seine geschwollene rechte.

Hammer spürte kaum die Sitzfläche unter sich, da erwischte es ihn. Aus dem Fond erschien der Arm, ein schleimiges, grünes Etwas, dem er nicht mehr ausweichen konnte, denn der Arm preßte sich gnadenlos gegen sein Gesicht.

Hammers Schrei erstickte in einem Gurgeln. Er konnte noch über die Hand hinwegschauen, sah durch die Scheibe gegen die Hecke, die eine Sekunde später vor seinen Augen regelrecht zerplatzte, als ihn ein beißender Schmerz in den Tod riß.

Vom Genick strahlte er ab. Daß sein Kopf in einem unnatürlichen Winkel zur Seite hing, bekam er nicht mehr mit. Da hatte es den Schläger bereits erwischt.

Parker lebte noch.

Er war es gewohnt, schnell zu reagieren. Hier aber stand er neben dem Wagen wie eine Pappfigur.

Er konnte einfach nicht fassen, was da vorgefallen war.

Okay, er hatte den Geruch wahrgenommen, da war er schon skeptisch geworden, aber daß er den Tod des Kumpans hatte mit ansehen müssen, wollte in seinen Schädel nicht hinein.

Wer sich dort im Fond aufhielt, war durch die getönten Scheiben ebenfalls kaum zu erkennen. Ein menschenähnliches Wesen vielleicht, gelb und auch grünlich schimmernd, mit langen, algenartigen Killerarmen, die eiskalt zugriffen: Er hatte seinen Revolver gezogen, ohne es eigentlich bewußt zu merken. Nur schoß er nicht. Irgendwie war ihm zu Bewußtsein gekommen, daß es sinnlos war, Kugeln zu verschwenden.

Statt dessen ging er zurück, sah, wie Hammer auf dem Beifahrersitz zusammensackte und sein Kopf sich dabei zur Seite drehte, wie bei einem Menschen, dessen Genick gebrochen ist.

Parker hatte es plötzlich eilig. Noch nie zuvor war er vor einer Sache so geflohen. Jetzt rannte er, was seine Kraft und auch seine Füße hergaben. Er wollte weg, nur weg. Es interessierte ihn nicht mehr, was mit seinem Kumpan passiert war. Es hatte ihn erwischt, okay, und Parker mußte zusehen, daß er mit dem Leben davonkam.

Er lief gegen den Wind. Eine Bö war so stark, daß sie ihm den Hut vom Kopf riß. Zum erstenmal seit langer Zeit lief er ohne die schützende Bedeckung. Die wenigen Haare wurden in die Höhe gewirbelt.

Irgendwann hatte er das Ende des Parks erreicht. Wie ein Betrunkener fiel er gegen die bunte Plakatsäule, stemmte sich dort ab und mußte sich zunächst einmal beruhigen und einen klaren Gedanken fassen. Was er hinter sich hatte, war unglaublich, kaum zu fassen, das war der reinste Nerventerror, der so blutig geendet hatte.

Im Wagen hatte der Killer gelauert. Als hätte er genau gewußt, daß sie zurückkommen würden.

Parker besaß keine genaue oder direkte Erinnerung an ihn, er konnte sich aber vorstellen, es mit keinem Menschen zu tun gehabt zu haben.

Schwerfällig ging er weiter. Den Kopf hielt er gesenkt, manchmal schüttelte er ihn auch. Dann wieder blieb er stehen und schaute den Weg zurück, den er gegangen war.

Zu sehen war nichts Außergewöhnliches. Es gab keinen, der ihn verfolgte. Wahrscheinlich hatte sich das Wesen mit einem Opfer zufriedengegeben.

Ihm fiel ein Stein vom Herzen.

Dann sah er die Zelle. Wie ein hoher roter Kasten mit Fenstern stand sie da. Soweit Parker erkennen konnte, war sie leer. Das täuschte. Ein pummliger, ziemlich kleiner Teenager telefonierte mit seiner Freundin. Auf so etwas hatte Parker gewartet.

»Hör auf!« sagte er.

Das Mädchen schaute ihn nur groß an, redete aber weiter und streckte ihm sogar die Zunge raus.

Parker packte zu. Er schleuderte das Mädchen so wuchtig durch die offene Tür, daß es auf den Gehsteig fiel, vor Schreck stumm war, dann hochsprang und wegrannte.

Für Parker war der Weg frei.

Er rammte die Tür hinter sich zu und wählte eine bestimmte Nummer, die in keinem Telefonbuch stand. Die ölige Stimme eines noch jüngeren Mannes, der als Sekretär fungierte, meldete sich.

»Ich brauche den Boß!«

»Wer sind Sie?«

Parker konnte den Knaben nicht ausstehen. »Verdammt, du Fatzke, gib mir den Chef! Hier ist Parker!«

Der Mann schien Order bekommen zu haben, bestimmte Anrufe sofort durchzustellen. Costello meldete sich sehr schnell.

»Es ist schiefgelaufen, Chef. Hammer ist tot.«

»Wieso?«

Parker berichtete, und Costello hörte zu. Nach etwa zehn Sekunden unterbrach er den Anrufer.

»Komm sofort her. Ich bin im Paris.«

Das war ein Lokal, bistroartig und im Stil der zwanziger Jahre aufgezogen. Costello hatte es einrichten lassen. Die Preise waren hoch, und so verkehrte dort nur ein bestimmtes Publikum.

Parker verließ die Zelle und holte sich ein Taxi. Wohl war ihm nicht. Er hatte schon oft genug gehört, daß Costello Versager gern in die Themse schickte, und zwar mit einem Eimer voll Beton an den Füßen…

***

Aus den Erzählungen des Kapitän Cole Wilson:

Ich hatte mich schon gewundert, daß man mich zu dieser einsamen Stelle hinbestellte, aber die Umstände waren sowieso nicht normal. Meines Erachtens verkaufte der Kollege das Schiff einfach zu billig.

So ging ich schließlich in einer finsteren und windgepeitschten Nacht zum Treffpunkt, der ebenfalls sehr einsam lag. In einer schmalen Bucht an der Küste, wo die Felsen sehr hoch und kaum bewachsen waren. Auch der Weg, den ich gehen mußte, war sehr steinig, aber der alte Kapitän wohnte nun mal so einsam.

Ich stemmte mich immer wieder gegen den Wind und dachte daran, daß ich doch eigentlich wahnsinnig war, so etwas zu tun, aber ich war jung und wollte ein Schiff haben.

Endlich hatte ich den steilen Weg hinter mir: Ich schaute über die schmale Bucht hinweg und konnte in der Ferne das Meer sehen, obwohl es dunkel war. Hin und wieder schimmerten die Kämme der sich brechenden Wellen wie weiße Geister.

Es war ein Gebiet, in dem die Menschen noch an Geister glaubten, an die geheimnisvolle Elfenwelt, an Hüter des Meeres, an Wassernixen und Seeungeheuer.

Auch mir hatte man die Geschichten erzählt, aber ich hatte viel darüber gelächelt.

Doch jetzt, als ich auf dem schmalen Weg über den Felsen einherschritt, fielen mir die alten Geschichten wieder ein, und ich dachte daran, daß sie vielleicht ein Körnchen Wahrheit beinhalten konnten.

Sehr bald schon sah ich das Haus.

Es stand zwar allein, war trotzdem geschützt, weil es sich mit der Rückseite gegen einen kleinen Hügel duckte. Im Haus brannte ein einsames Licht. Ich sah den Schein, wenn ich gegen eines der Fenster schaute und fragte mich zum wiederholten Male, weshalb der alte Mac mich in dieses Haus bestellt hatte und nicht auf das Schiff, das ich kaufen wollte und es kurz besichtigt hatte.

Aber der Kapitän war eben ein komischer Kauz, das hatten auch schon andere gesagt. Man mußte vorsichtig mit seinen Worten umgehen, wenn man mit ihm sprach.

Ich erreichte das Haus und stand auf den Platten, die er selbst vor der Tür in den weichen Boden gelegt hatte.

Ich mußte mich ducken, damit mich die Kante des vorstehenden Dachs nicht streifte. Der Wind fing sich hier. Ich hörte sein Jaulen und Heulen, als wären 1000 Geister aus der Hölle befreit worden.

Das Dach rappelte. Lose Schindeln warteten nur darauf, von den Armen des Windes gepackt und in die Höhe geschleudert zu werden.

Ich klopfte wuchtig gegen die Tür, damit man mich auch hörte, aber es öffnete niemand.

Da faßte ich mir ein Herz, drückte beide Hände gegen die Tür und

stieß sie auf.

»Komm nur herein, mein junger Freund«, vernahm ich die rauhe Stimme des Kapitäns. Man hörte aus dem Klang die Seeluft hervor, die er Zeit seines Lebens geatmet hatte.

Ich duckte mich, spürte auf dem Rücken den Schauer und betrat ein Haus, das mir vorkam wie das Innere einer alten Welt, in der ich mich fast gefangen fühlte, als ich auf den. Befehl des Kapitäns hin die Tür wieder geschlossen hatte.

Ich ließ meine Blicke durch eine Hütte wandern, die so fremdartig war. Obwohl es auch in dieser Gegend bereits elektrischen Strom gab, brannten unter der Decke zwei Öllampen, die einen bestimmten Geruch absonderten, den ich nicht mochte. Er legte sich stets wie Blei auf meine Zunge und schmeckte auch widerlich.

Die Hütte bestand aus einem Raum. Zur Rückseite hin lief sie flacher zu, da schien die Decke dem Boden entgegendrängen zu wollen. Dort war es wesentlich niedriger. Außerdem roch es nach einer Beize, mit der das Holz bearbeitet worden war.

Zwischen den Möbeln standen die Erinnerungsstücke des Kapitäns. Ein Sextant, ein altes Fernrohr, ein Kreiselkompaß, der in einer Holzeinfassung schwang.

Mac selbst war auch da. Wie konnte es anders sein, er lag in einer Hängematte im Hintergrund des Raumes. Es schien ihm recht gut zu gehen, ich hörte sein Lachen.

»Komm näher, Söhnchen, oder soll sich ein alter Seebär wie ich erst noch aus der Matte rollen?«

»Nein, nein, Sir, das geht schon in Ordnung.«

»Ich warte auf dich.«

Vorsichtig näherte ich mich dem Alten. Ich verfluchte dabei meine schmutzigen Schuhsohlen, die Spuren auf dem Boden hinterließen. Er war so blank gescheuert wie die Decksplanken auf einem Segelschulschiff.

Der Kapitän lag so, daß er von seinem Platz aus in das fast herabgebrannte Kaminfeuer schauen konnte. »Söhnchen, leg ein paar Scheite nach. Mich friert etwas.«

»Gern«, sagte ich.

Drei Holzscheite legte ich ins Feuer und schaute dem dabei aufstiebenden Funkenflug nach. Wie ein glühender Regen verschwanden sie in der Kaminöffnung. Auch die Flammen freuten sich über die neue Nahrung. Sie fauchten in die Höhe und kamen mir vor wie tanzende Geister.

»Ja, das war gut«, lobte mich der Kapitän. Er konnte das Feuer von seinem Platz in der Hängematte genau beobachten. Widerschein streifte sein Gesicht. »Jetzt kannst du zu mir kommen.«

Ich ging hin. Wohl fühlte ich mich nicht. Ich bekam plötzlich das

Gefühl, mich selbst zu überfordern. Am liebsten wäre ich wieder gegangen, so zögernd waren auch meine Schritte, aber der alte Kapitän lachte mich irgendwie aus, und das stärkte mein Selbstvertrauen wieder. Deshalb trat ich fester auf.

Neben Mac und mit der Schulter an einen Stützbalken gelehnt, blieb ich stehen.

»Sieh mich an, Junge«, verlangte er, »so wirst du auch einmal aussehen, wenn du alt geworden bist.«

»Das kann schon sein.« Ich schaute in sein faltiges Gesicht. Von einem weißen Bart wurde es umrahmt. Er war kurz geschnitten, so daß er aussah wie Rasierschaum. Der alte Kapitän trug einen Pullover mit Querstreifen und eine Hose mit ausgestellten Beinen.

»Nimm dir einen Schemel«, sagte der alte Kapitän. »Du brauchst nicht zu stehen, wenn du mit mir redest.«

»Danke.« Ich holte mir den harten Hocker heran, nahm Platz und saß jetzt tiefer, als der Kapitän lag.

Als er mich anschaute, verzog er die Lippen. Dann hob er einen Arm, als wollte er mir zuwinken.

»Ich weiß, daß es für dich ein schwerer Schritt war, ein Schiff zu kaufen. Aber wenn jemand Kapitän ist, will er auch ein Schiff haben - oder?«

»Das ist wahr.«

Im Liegen nickte der Alte. »So habe ich auch früher gedacht, und ich möchte dir sagen, daß du eine gute Wahl getroffen hast. Eine sehr gute sogar. Die Coast Star ist ein Schiff, das sich sehen lassen kann. Du wirst es nicht bereuen, sie gekauft zu haben.«

»Noch habe ich sie nicht.«

»Ja, das stimmt, und ich möchte dir auch noch etwas dazu sagen.« Der alte Kapitän drehte sich in der Hängematte mühsam zur Seite. Er verzog dabei seinen Mund in die Breite und sah aus, als wollte er jeden Augenblick anfangen zu lachen.

Ich wartete ab. Etwas unheimlich war mir schon zumute. Dieser Kapitän wirkte auf mich wie jemand, der viel weiß, aber nur einen Bruchteil davon preisgibt.

»Aber da ist noch etwas«, sagte der Mann. »Das solltest du unbedingt wissen, mein Sohn.«

»Ich höre.«

Der Kapitän drehte sich auf den Rücken und schaute gegen die Decke, wo die flackernden Schattenlichter aus dem Kamin bizarre Tänze aufführten. Er schaute ihnen zu, überlegte seine Worte und fragte dann mit leiser Stimme: »Glaubst du an Geister?«

»Nein.«

»An Kobolde, an den Klabautermann, an einen Zauberer oder Schamanen, wie der von den nicht zivilisierten Völkern verehrt wird?

Glaubst du daran, mein Söhnchen?«

»Nein!«

Der Kapitän drehte sich herum. »Oh, das solltest du aber, mein Kleiner. Ja, du solltest daran glauben. Es ist wichtig, wenn du mein Schiff kaufen willst.«

»Was hat so etwas denn damit zu tun?«

»Warte ab. Jedes Schiff hat sein Geheimnis, seinen Geist, auch bei dem Schiff, das ich dir verkaufen will, ist das der Fall. Es ist nicht leer, verstehst du?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Jemand befindet sich immer an Bord. Und dieser Jemand gehört auf das Schiff, so wie ein Ruder auf ein Schiff gehört.«

»Ein Mensch?« fragte ich.

»Aber nein, Cole, kein Mensch. Etwas Besonderes. Menschen sind nichts Besonderes. Ich möchte, daß du es behältst, wenn du das Schiff gekauft hast. Ist das versprochen?«

»Ich weiß nicht, was…«

»Ob es versprochen ist?«

Der Kapitän hatte so scharf gesprochen, daß ich einen heißen Schreck bekam. Ich bejahte schnell.

Der alte Mac lachte. »Das ist gut, mein Söhnchen, sogar sehr gut. Jetzt mußt du ihn auch nehmen, aber er wird dir Glück bringen, das kann ich dir versprechen.«

»Wer oder was ist es denn?«

»Ach Söhnchen, sei nicht so neugierig, du wirst es gleich sehen, und du mußt es auf dem Schiff lassen, wenn du es einmal auf Deck gebracht hast. Das ist versprochen.«

Der Kapitän redete noch weiter. Ich verstand ihn zwar, begriff ihn aber nicht. Er wälzte sich aus der Hängematte, blieb davor stehen und reckte seine müden Glieder. Sein breiter Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Gleich ist es soweit.«

Ich stand da und hob die Schultern. Der Kapitän war kleiner als ich. Er ging gebeugt, als hätte er Gicht. Seine Augen mußten früher einmal einen harten Glanz verströmt haben. Jetzt blickten sie müde und waren zu Boden gerichtet.

»Du kannst mir ruhig folgen«, flüsterte er und winkte mit seinem dicken Zeigefinger. »Es passiert dir nichts.«

Ich hob die Schultern und schritt hinter ihm her. Er führte mich dorthin, wo der Schein des Feuers nicht hinreichte und der Raum noch im tiefen Schatten lag. Er gebot mir, stehenzubleiben und ging selbst in die Hocke. Ich sah, wie er sich bewegte und dabei die Arme ausstreckte, als wollte er in der Dunkelheit irgend etwas suchen oder ertasten.

»Ja, hier ist es«, flüsterte er. Noch im gleichen Augenblick hörte ich

das Schaben, als er über die rauhen Holzbohlen etwas zu sich heranzog, das ich nur undeutlich erkennen konnte, mir aber aussah, als würde es sich um eine Kiste handeln.

Es war keine Kiste. Wenig später wußte ich, was dort vor mir stand.

Ein schlichter Holzsarg!

***

Ich mußte mich erst fassen und hatte Mühe, einen Laut der Überraschung zu unterdrücken. Damit hatte ich nicht gerechnet. Mein komisches Gefühl bestätigte sich. Über meinen Rücken floß ein Schauer. Ich wischte fahrig an meiner Wange entlang, während meine Lippen zuckten.

»Nun?« fragte der Kapitän. Er hockte neben dem Sarg und hatte seine Handflächen auf den Deckel gelegt. Hier erreichte ihn der Widerschein des Kaminfeuers und tanzte fleckenhaft über sein Gesicht.

»Damit habe ich nicht gerechnet«, gab ich zu.

Er nickte. »Das dachte ich mir, aber es ist wichtig, daß du beides zusammen kaufst. Das Schiff und den Sarg. Verstehst du das?«

»Ehrlich gesagt nicht.« Ich war nervös und trat von einem Fuß auf den anderen.

Der Kapitän nickte. »Ich werde es dir erklären, mein Sohn. Ich sage dir alles, und ich gebe dir damit auch ein großes Geheimnis preis, wenn du verstehst.«

»Noch nicht…«

Er lachte leise. »In dem Sarg hier liegt etwas, von dem ich bereits gesprochen habe.«

»Ein Toter?«

»Ja, so kann man es sagen. Aber nicht alles, was wie tot aussieht, ist auch wirklich tot.«

»Aha.«

Er lachte mich aus. »Deine Antwort zeigt mir, Söhnchen, daß du mich nicht verstanden hast.« Er blieb hocken und strich mit seinen Händen dort entlang, wo Ober- und Unterteil aufeinanderlagen.

»Wollen Sie den Sarg öffnen?«

»Ja!«

Ich schaute mir seine Maße noch einmal an und verglich sie mit denen eines normalen Sarges. Dieser hier war kleiner und auch schmaler als ein normaler. Wer darin lag, konnte eigentlich nicht die Größe eines ausgewachsenen Menschen besitzen. Ein Kind paßte hinein, mehr auch nicht.

»Was sagst du?«

»Nichts.«

»Du hast Angst - oder?«

»Auch.«

Er kicherte. »Das brauchst du nicht, wenn du dich an die Regeln hältst. Ich habe auch keine Angst gehabt und bin immer gut damit gefahren. Dir wird es ebenso ergehen. Der Sarg muß immer auf dem Schiff bleiben. Er ist dein Beschützer. Kein Orkan wird dir je etwas anhaben können, wenn du gut auf ihn achtest. Nichts Böses wird an Bord klettern, so lange dieser Sarg dein Schiff beschützt.«

Ich nickte, obwohl ich ihm nicht glaubte, weil ich mir unter seinen Worten einfach nichts vorstellen konnte. Aber der Mann ließ sich nicht beirren. Er hielt das Oberteil mit beiden Händen umfaßt, drehte es etwas und hob es an.

»Da!« rief er.

Ich trat näher, schaute in den Sarg und spürte, wie sich meine Kehle zusetzte.

Ein Mensch lag dort nicht, auch kein Kind. Es mußte ein Erwachsener gewesen sein, aber es war eine Mumie!

***

Wieder rührte ich mich nicht vom Fleck, kam mir vor wie jemand, der träumt, und erst die Stimme des Kapitäns riß mich aus diesen Träumen hervor. »Na, ist er nicht wunderbar?«

Eine Antwort bekam er von mir nicht. Die Kehle saß zu. Ich mußte schlucken, wollte lächeln oder grinsen, da gelang einfach nichts. Mein Gesicht blieb starr.

»Hast du Angst?« fragte er mich.

Ich hob die Schultern. »Vielleicht. Man sieht nicht jeden Tag einen Toten, dazu noch einen, der so aussieht.«

»Für mich ist er wunderbar.«

»Aber ich…«

»Er ist dein Beschützer. Er wird dich und dein Schiff beschützen. Und dies nicht nur heute und morgen, sondern solange du lebst und das Schiff führen wirst.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich.

»Es ist ganz einfach. Schau ihn dir genau an.« Als ich zögerte, faßte er mich an die Schulter und schob mich noch näher auf den Sarg zu. »Es ist eine Mumie«, flüsterte er, »aber eine besondere. Sie ist tot und lebt trotzdem.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Der Körper schrumpfte, und gleichzeitig konzentrierte sich seine Kraft. Was du hier siehst, ist die Hülle. Aber laß dich nicht täuschen. Dieser Mensch, den du jetzt als Mumie siehst, war mehr als ein Mensch. Er war ein Zauberer, ein Schamane. Erinnere dich, daß ich davon gesprochen habe. Von Zauberern und Schamanen, und er gehört dazu, denn er hat das Wasser beherrscht. Er kann dich beschützen, und er kann dich vernichten.«

Ich hatte die Worte sehr wohl gehört, trat aber vom Sarg zurück, weil er mir unheimlich vorkam. Ich wollte nicht unbedingt in seiner Nähe sein und schaute über ihn hinweg in eine andere Richtung.

Die Flammen kamen mir irgendwie tröstend vor.

Dann ging ich zum Tisch und setzte mich vor ihm auf einen Stuhl. Schwer stützte ich meine Arme auf. Ich sah so aus, als würde ich über irgendein Problem nachdenken, aber das war nicht der Fall.

In meinem Kopf hatte sich eine Leere ausgebreitet, die einfach keine Gedanken mehr zulassen wollte.

Ich hörte die schweren Schritte des Kapitäns, der schließlich neben mir stehenblieb. Er beugte sich vor, dabei fiel sein Schatten über die Tischplatte.

»Du kommst nicht mehr zurecht - oder?«

»So ist es.«

»Hast du Furcht?«

»Ja.«

Ich hörte ihn seufzend atmen. »Du brauchst weder Frucht noch Angst zu haben. Ich habe doch davon gesprochen, daß er dich beschützen wird. Und dieses Versprechen wird auch eingehalten, vorausgesetzt, du hältst dich an die Regeln.«

»An welche?« stöhnte ich.

»Laß ihn an Bord. Verstecke ihn gut.« Der Kapitän holte sich den Hocker heran und setzte sich mir gegenüber. »Und nun, mein Söhnchen, höre mir genau zu. Es ist sehr wichtig und für deine Zukunft entscheidend, was ich dir jetzt sage.«

Ich schaute auf, weil ich das Drängen in seiner Stimme nicht überhört hatte.

Das Gesicht des Kapitäns hatte einen sehr ernsten Ausdruck angenommen. »Wie ich dir schon sagte, es ist sehr wichtig für deine Zukunft, mein junger Freund. Du mußt den Sarg unbedingt an Bord behalten, dann passiert dir überhaupt nichts, denn die Kraft des alten Schamanen legt sich wie eine schützende Hand über dein Boot.«

Ich ließ die Worte nachwirken und stellte erst dann eine Frage: »Wer ist diese Mumie, und wo kommt sie her?«

»Ich habe sie ausgegraben.«

»Du?«

»Ja. An einem von den Menschen verfluchten Ort. Sie ist uralt. Man spricht von einem Druidenpriester, der abtrünnig geworden ist und ins Wasser ging, um dieses Element zu beschwören und sich untertan zu machen. So erzählt es die Legende.«

»Und was stimmt daran?« fragte ich.

»Alles. Dieser Schamane hat es geschafft, Herr über die Seeungeheuer zu werden. Als er diese Auflage hinter sich hatte, da legte er sich schlafen und hoffte darauf, daß ihn irgendwann jemand finden würde.

Ich habe ihn gefunden und mich mit ihm beschäftigt. So erfuhr ich auch über sein Schicksal.«

Ich hob die Schultern. Meine Antwort fiel wenig überzeugt aus. »Dann muß ich ihn wohl oder übel nehmen.«

»Ja, so ist es.«

»Gibt es noch eine Bedingung?« erkundigte ich mich, ohne zu wissen, daß ich damit einen weiteren Kern getroffen hatte.

Der alte Kapitän nickte. »Diese Bedingung existiert tatsächlich. Du solltest sehr genau hinhören, was ich dir jetzt sage, und auch daran denken, daß du meine Worte für immer behältst.«

»Bitte, ich höre.«

»Wo Licht ist, da gibt es auch Schatten. Wo das Böse ist, da befindet sich auch das Gute. So ist das nun mal im Leben. Du solltest dich aber hüten, Böses zu tun. Wenn du etwas Böses tust, wird der Schutz für dein Schiff nicht mehr gewährleistet sein.«

»Was willst du mir damit sagen?«

Der alte Kapitän schaute mich ernst an. »Du darfst nicht von den Pfaden der Tugend abweichen, das ist alles, mein Freund.«

»Und wenn ich es tue, dann…«

»Wirst du einen furchtbaren Alptraum erleben. Dann weckst du Kräfte, die du nicht mehr kontrollieren kannst. Dann werden die Kräfte des Meeres über die Menschen kommen wie gewaltige Ungeheuer, um sie schließlich zu verschlingen.«

Ich hob die Schultern. »Wenn du das so sagst, werde ich dir glauben.«

»Das mußt du auch.«

Ich reichte ihm die Hand. Er zögerte, bevor er einschlug, und schaute mir starr ins Gesicht. Sein Blick fand den meiner Augen. Forschend starrte er mich an.

Ich lächelte, wurde aber ernst, als ich seine Stimme hörte: »Hoffentlich machst du alles gut, mein Freund…«

***

»Und? Haben Sie alles gut gemacht?«

Cole Wilson hörte meine Frage und schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe nicht alles gut gemacht.«

Er schien aus einem tiefen Traum zu erwachen. Seine Hände zitterten, als er sie gegeneinander legte und uns anblickte. Müde waren seine Augen geworden, müde und ängstlich. »Kann ich vielleicht einen Schluck Wasser haben?« bat er.

Ich stand auf und ging zum Waschbecken. Darüber hing ein etwas blindgewordener Spiegel. Ich füllte das Glas bis zur Hälfte und brachte es dem alten Kapitän.

Ja, er war mit seinem Schiff altgeworden, und er hatte sich nicht an

die Regeln gehalten, wie er selbst zugab. Cole Wilson trank das Wasser in langsamen Schlucken. Erst als er das Glas geleert und sich geräuspert hatte, schaute er uns wieder an.

Suko erinnerte ihn an sein Vorhaben. »Sie wollten noch berichten, wie es dazu kam, daß Sie plötzlich das Versprechen brachen.«

»Ja, natürlich, ich fasse mich jetzt kürzer. Nachdem ich das Schiff in Besitz genommen hatte, starb der alte Kapitän. Ich hatte ihm noch versprochen, ihm ein würdiges Grab zu geben. Also fuhr ich ihn auf seinem ehemaligen Schiff hinaus und übergab ihn den Wellen. So hatte er es sich von mir gewünscht. Die Mumie hatte ich natürlich mit auf das Schiff genommen, und sie brachte mir tatsächlich Glück. Mein Geschäft florierte. Der Zweite Weltkrieg war vergangen, die Wirtschaft war dabei, sich zu regenerieren, die Menschen brauchten Dinge, um ihr Land aufzubauen. Ich transportierte Waren von einem Land zum anderen. Ich mußte eine Mannschaft anheuern und konnte sie auch immer bezahlen. Es sprach sich herum, daß ich immer Leute suchte, daran war kein Mangel in den folgenden Jahren. Aber die Zeiten änderten, sich. Tiefs kamen, Wirtschaftskrisen erschütterten auch meinen kleinen Fährbetrieb. Ich schlug mich manchmal mehr schlecht als recht durchs Leben, aber ich wich nie vom rechten Pfad ab. Bis zu dem Zeitpunkt, als es nicht mehr anders ging. Da nahm ich in Marseille eine Fracht an Bord, die zu den Verbotenen gehört.«

»Rauschgift?« fragte ich.

»So ist es.«

»Wer sprach Sie an?«

»Irgendein schmieriger Unterweltler, dessen Namen ich nicht einmal kenne. Der Lohn war gut, mein Gewissen aber nicht, denn ich erinnerte mich an das Versprechen, das ich einmal gegeben hatte. Und mit Übernahme der Fracht hatte ich etwas Unrechtes getan. Es erwischte mich im Kanal. Zuerst ging noch alles glatt, bis wir in einen Orkan gerieten, dem unser Schiff nicht mehr trotzen konnte. Es sank. Meine Mannschaft und ich konnten uns retten, aber ich wußte, daß ich etwas Schreckliches getan hatte. Ich wurde meines Lebens nicht mehr froh und verkroch mich in dieses Heim.«

»Ist das Rauschgift noch an Bord?« fragte ich.

»Ja.«

»Dann ist alles klar«, meldete sich Suko. »Wahrscheinlich hat Costello mit einem Händler in Marseille zusammengearbeitet. Cole Wilson sollte das Zeug nach London schaffen, das Schiff sank, jetzt will Costello das Zeug haben und kennt natürlich dieses Versprechen und diesen Fluch nicht. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«

Ich stimmte meinem Partner zu.

»Fragt sich nur«, sagte Suko, »was da genau freigeworden ist. War es die Mumie?«

»Bestimmt.«

»Und sie mordet?«

Cole Wilson hob die Schultern. »Ja, sie wird sich schrecklich rächen. So steht es auch in der Legende, und so habe ich es noch in Erinnerung, wie mir der alte Mac berichtete.«

»Wer stünde auf ihrer Liste?« fragte ich.

»Alle!« flüsterte Wilson. »Alle, die damit zu tun haben. Auch ich.«

»Sie leben.«

»Noch, Mr. Sinclair.«

»Ich nehme an, daß Sie auch noch weiterleben werden, wenn Sie nicht gerade dort tauchen, wo Ihr Schiff gesunken ist. Dort nämlich hat es einen Taucher erwischt. Er wurde umgebracht, und zwar auf sehr schreckliche Art und Weise. Wir gehen davon aus, daß es sich bei dem Taucher um einen Mann dieses Logan Costello handelt.«

»Der kann ja auf das Rauschgift nicht verzichten«, flüsterte Cole Wilson.

»Das stimmt.«

Der Kapitän schaute uns müde an. »Die beiden Männer hätten mich vierteilen können. Ich hätte ihnen nichts sagen können. Für den Rest meines Lebens werde ich büßen müssen. Ich habe Schuld auf- mich geladen und kann nur auf meinen Tod warten.«

Lachend winkte ich ab. »So eng, Mr. Wilson sollten Sie das nicht sehen.«

»Es stimmt aber.«

Der Mann schaute uns mit einem Blick an, in dem Wissen lag. Er drehte auch den Kopf. »Ich weiß nicht so recht«, sagte er. »Bisher traf alles ein, was man mir prophezeit hatte. Der alte Mac warnte mich auch vor den Folgen, die für mich tödlich sein werden. Ich rechne damit, daß ich sterben werde. Mich trifft die Rache des alten Schamanen.«

»Dann müßte er herkommen«, sagte Suko.

»Ihm ist nichts unmöglich.«

Ich hatte eine Idee. »Sollen wir Ihnen Schutzhaft gewähren, Mr. Wilson?«

Der alte Seebär schaute mich fast traurig an. »Nein, meine Herren, ich brauche keine Schutzhaft mehr. Ich kann nur noch hoffen, daß man meiner Seele gnädig sein wird. Und ich sage Ihnen, die nächste Nacht werde ich nicht mehr erleben. Mein Mörder ist bereits unterwegs, das können Sie mir glauben.«

»So schlimm wird es schon nicht sein.«

Er streckte uns seinen rechten Arm entgegen. »Warten Sie es ab. Ich lüge nicht.«

Da er so überzeugend geredet hatte, sprach ich das Thema der Schutzhaft nicht mehr an. Suko nickte mir zu. Ein Zeichen, daß er den

Besuch für beendet hielt.
Ich erhob mich. »Sollte uns noch etwas zu diesem Komplex einfallen, Mr. Wilson, werden wir uns an Sie wenden.«
»Wollen Sie dann mit einem Toten sprechen?«
Ich schüttelte den Kopf. »Mr. Wilson, reden Sie sich doch nicht selbst ins Grab.«
»Er ist schon da!« sagte er.
»Wer?«
»Der Tod!« Wilson hatte das Wort geflüstert, und seine Augen weiteten sich dabei.
»Wie kommen Sie darauf?« fragte Suko.
»Ich rieche und spüre ihn. Er hat dieses Haus bereits betreten, ich kann es genau merken.«
»Wieso riechen?«
Sein Blick wurde etwas verhangen. »Es ist das Wasser, der Geruch des Wassers, der in meine Nase steigt. Es riecht faulig. Nach altem Tang und auch alten Gebeinen, nach dem Meeresgrund, nach Salz und Wind. Das Monster, die Mumie, sie liegt nicht mehr unter Wasser. Sie hat ihren alten Sarg längst verlassen…«
»Also ich rieche nichts«, sagte ich und wandte mich an meinen Freund. »Du etwa, Suko?«
»Nein, auch nicht.«
»Gehen Sie, meine Herren und lassen Sie mich in Ruhe sterben. Das ist eine letzte Bitte.«
Uns war schon komisch zumute, als wir uns der Tür näherten. Suko zog ein finsteres Gesicht.
Bevor ich die Tür öffnete, warf ich noch einen Blick zurück. Cole Wilson saß auf dem alten Sofa. Er wirkte sehr traurig, seine Gestalt war in sich zusammengesunken. Den Kopf hatte er vorgebeugt, sein starrer Blick fiel auf die Tischplatte vor ihm. Er bedachte uns mit keinem Blick mehr. Dieser Mann war innerlich schon tot.
Suko verließ als erster das Zimmer. Auf dem Gang holte er tief Luft und schaute zu, wie ich die Tür schloß. »Die letzten Worte haben mich doch etwas geschockt, John. Hast du was gerochen?«
»Nein.«
»Dann muß Wilson eine sehr starke Einbildungskraft besitzen.«
»Möglicherweise befindet sich das Monstrum tatsächlich nicht mehr weit von ihm entfernt.«
»Dann wäre es hier im Haus.«
»Ja.«
»Eine Mumie, die das Wasser verlassen hat? Ich weiß nicht so recht. Wie sollte sie hergekommen sein?«
»Das kann ich dir leider auch nicht erklären.«
Wir nahmen diesmal den Lift. Unten in der Eingangshalle wurden wir

von den Seebären bestaunt, und die Verwalterin trat uns entgegen, um sich zu verabschieden. »Sind Sie klargekommen?«

»Ja«, sagte Suko. »Weshalb sollten wir nicht?«

»Nun, Mr. Wilson ist etwas komisch. Ich würde sagen, er ist ein verschlossener Mensch.«

»Er hat auch ein schweres Schicksal hinter sich.«

»Da sagen Sie etwas, Mister. Ein Kapitän, der sein Schiff verliert, wird seines Lebens nie mehr froh.«

»Dann hat er hier keine Freunde?«

»Nein, er ist ein Einzelgänger. Sein Essen nimmt er auch stets allein im Zimmer zu sich.«

Ich nickte. »Wenn Sie uns einen Gefallen tun könnten, wären wir Ihnen sehr verbunden.«

»Welchen?«

»Geben Sie ein wenig auf ihn acht.«

»Wie Sie meinen. Aber…«

Bevor sie weitere Fragen stellen konnte, meldete sich das Telefon. Sie mußte gehen.

Auch wir verschwanden.

Es hatte angefangen zu regnen. Die langen Wasserschleier wurden vom Wind getrieben und peitschten schräg gegen uns. Da reichte nicht einmal ein Schirm, um sich vor ihnen zu schützen.

Wir duckten uns und wollten so schnell wie möglich zum Wagen. Ich lief schon vor. Es war Suko, der noch einmal einen Blick an der Fassade des Hauses hochwarf.

»Da, John!«

Ich stoppte, drehte mich und sah meinen Freund geduckt stehen und mit einer Hand schräg die Hauswand hochzeigen.

Er meinte das Fenster, das zum Zimmer des Kapitäns gehörte. Dort löste sich die Scheibe.

Die einzelnen Scherben flogen im hohen Bogen weg und rasten der Tiefe entgegen.

Ihnen folgte noch etwas.

Ein dunkles Bündel, das sich plötzlich auseinanderfaltete, Arme und Beine besaß und zu einem Menschen wurde.

Es war Cole Wilson!

***

Wir konnten nichts für ihn tun!

Keiner schafft es, einen Körper aufzufangen, der aus dem dritten Stock fällt. Zudem ging alles blitzschnell und auch lautlos, denn nicht ein Schrei löste sich von den Lippen des Kapitäns.

Er schlug auf.

Ein wirbelndes Bündel, das zwischen uns und der Hausfassade zu

Boden schlug. Karge Sträucher schützten ihn vor unseren Blicken.

Ich blieb stehen und warf noch einen langen Blick zum Fenster hoch. Eine Bewegung sah ich dort nicht, dennoch mußte ich wieder hoch und den Killer suchen.

Und Cole Wilson hatte mit seiner Prophezeiung genau ins Schwarze getroffen. Der Tod war tatsächlich schon zu ihm unterwegs gewesen, als wir mit ihm gesprochen hatten.

Suko kam zurück. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. »Sorry, John, da ist nichts mehr zu machen. Er ist tot.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Hätten wir es verhindern können?«

»Nein, aber wir können den Mörder jagen.«

Das taten wir auch. Die Leiterin bekam spiegeleiergroße Augen, als sie uns sah. Sie telefonierte noch immer und sah dann zwei Schatten an ihrer Bude vorbeihuschen.

Der Lift stand günstig. Suko und ich zogen schon in der Kabine unsere Silberkugel-Berettas. Es dauerte uns viel zu lange, bis der Lift endlich in der dritten Etage stoppte.

Leer lag der Flur vor uns.

Ich lief vor, während mir Suko die entsprechende Rückendeckung gab. Danach schützte ich ihn, damit er sich an der anderen Seite der Zimmertür aufbauen konnte.

Mit einem Blick und dem folgenden kurzen Nicken verständigten wir uns. Ich griff zur Klinke, öffnete ruckartig die Tür und ließ Suko den Vortritt. Er schnellte geduckt in den Raum, während ich auf der Türschwelle stehenblieb und über ihn hinwegzielte.

In ein leeres Zimmer wies die Beretta-Mündung. Jedenfalls sahen wir keinen Killer.

Suko, der an der Wand hockte, entspannte sich wieder und drückte sich hoch. »Verschwunden«, sagte er. »Der Killer ist einfach verschwunden.«

»Falls er überhaupt anwesend war.«

»Wie meinst du das denn?«

Ich entspannte mich wieder. »Er könnte auch Selbstmord verübt haben.«

»Nicht schlecht, Mr. Holmes«, sagte Suko und ging zum Fenster. Die Scheibenreste hingen wie lange Messerschneiden im Rahmen. Dementsprechend groß war beim Hinausbeugen die Verletzungsgefahr. Suko hatte nach draußen geschaut und drehte sich jetzt wieder um. »Hier scheinen nur Schwerhörige zu leben«, sagte er.

»Wieso?«

»Daß einer der Heiminsassen aus dem Fenster gestürzt ist oder gestürzt wurde, fiel niemandem auf. Zumindest hätte man das Splittern der Scheibe hören müssen.«

»Vergiß nicht, daß diese Leute auch nicht mehr die Jüngsten sind.«
»Sicher.«
Wir suchten nach Spuren. Nichts wies darauf hin, daß Cole Wilson Besuch gehabt haben könnte.
Hätte er mit seinem Mörder gekämpft - wer immer es auch gewesen sein mochte - hätte dieser Kampf Spuren hinterlassen müssen.
»Selbstmord oder ein Geist«, sagte Suko. »Suche dir aus, was besser paßt.«
»Beides gefällt mir nicht.« Ich sagte nach dieser Antwort: »Wilson hat recht gehabt, Suko.«
»Inwiefern?«
»Hier riecht es so komisch.«
Suko schaute mich starr an und sah, daß ich nicht scherzte. Auch er schnüffelte jetzt und nickte nach einer Weile sehr bedächtig. »Eines muß man dir lassen, Alter, du hast wirklich einen guten Geruchssinn. Hier riecht es tatsächlich.«
»Und wonach?«
»Ich würde sagen, nach Meer, Algen, Wasser…«
»Das aber faulig ist.«
»Genau.« Suko nickte. »Nach Moder.«
Bisher stand die Tür noch offen. Ich ging hin und schloß sie. »Falls du an einen Unsichtbaren denkst, der kann vielleicht auch durch geschlossene Türen gehen.«
Ich deutete auf das Sofa. »Stell du dich mal ans Fenster, Alter.«
»Und dann?«
»Bleibst du stehen.«
Ich wußte nicht, ob meine Methode einen Erfolg zeigen würde, aber ich wollte es einfach probieren.
Dieser faulige Geruch war nicht normal. Er deutete darauf hin, daß sich außer Cole Wilson noch jemand im Zimmer befunden haben mußte.
Suko schaute mir zu, als ich das Kreuz hervorholte. Sein leichtes Nicken bewies auch sein Einverständnis.
»Ich gehe davon aus, Suko, daß dieser Besuch, falls er tatsächlich hier gewesen sein sollte, aus der Tiefe des Meeres gekommen ist. Da käme ja eigentlich nur diese Mumie in Frage, die angeblich der treue Begleiter des Schiffes war.«
»Kriegst du sie denn mit deinem Kreuz?«
»Weshalb nicht?«
»Der Kapitän sprach von einem Druiden.«
»Mal sehen.«
Ich ging in die Mitte des Raumes und drückte den Rücken gegen die Wand, in eine Lücke zwischen zwei Bilder, die als Motive gemalte Schiffe zeigten.

Dann sprach ich die Formel. »Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«
Einen Moment später hörte ich den Schrei - und sah!

***

Nicht ich hatte geschrieen, auch Suko nicht. Ein anderes Wesen, bisher im Unsichtbaren versteckt gewesen, hatte sich auf diese Art und Weise bemerkbar gemacht.
Das Kreuz in meiner rechten Hand strahlte seine Lichtenergien ab, die im Anfang noch silbrig waren, später aber einen grünlichen Farbton annahmen und sich auf einen bestimmten Gegenstand konzentrierten.
Es war die Mumie!
Herausgerissen aus ihrer Unsichtbarkeit, bot sie einen schrecklichen Anblick. Ein grünliches Wesen mit einem häßlichen Schädel, in dem die Krötenaugen wie eingedrückt zu sein schienen. Darunter sah ich einen spitzen Mund, schon mehr ein Maul, und der übrige Körper wirkte eingeschrumpft oder sah aus wie eingepackt.
Kein Anblick für schwache Nerven, und auch ich spürte, daß sich mein Herzschlag verdoppelt hatte.
Sie stand da und tat nichts. Ich rechnete damit, daß sie schreien würde oder uns angriff, doch auch das tat sie nicht. Sie wurde von den grünen Strahlen umhüllt - und verschwand vor unseren Augen wie auch die Strahlen.
Wir waren wieder allein…
Suko schüttelte den Kopf und kam langsam näher. »Ich glaube«, sagte er, »das war sie.«
»Und ob.«
»Vom Schiff hierher, das ist eine Leistung.«
»Vergiß nicht, daß sie sich unsichtbar machen konnte und die Kraft der Druiden besitzt.«
»Die dem Kreuz widersteht.«
»Auch.«
»Was willst du jetzt tun?«
»Er ist weg«, sagte ich. »Dieser Schamane hat sich zurückgezogen. Für uns gibt es eigentlich nur eine Möglichkeit.«
Suko nickte. »Ich weiß, aufs Wasser.«
»So ähnlich.«
»Und wann?«
»Morgen spätestens.«
Wir wollten den Raum wieder einmal verlassen, als wir dicht vor der Tür Stimmen hörten. Sie wurde heftig aufgestoßen. Die Heimleiterin stand vor uns, blaß im Gesicht und weinend.
Hinter ihr drängten sich zahlreiche Heiminsassen. Sie alle sahen

traurig und auch wütend aus.

Ich wußte sofort, was passiert war und fragte die Frau: »Haben Sie ihn gefunden?«

»Ja. Er lag vor dem Haus.«

»Wir wissen es.«

»Sind Sie tatsächlich Polizisten? Ich meine, Sie können mich auch getäuscht haben…«

»Nein, Sie brauchen keine Angst zu haben, Mrs…«

»Miß Oldenroy.«

»Okay, Miß Oldenroy.« Ich schob sie in den Raum. »Schauen Sie sich das zerstörte Fenster an. Dann sagen Sie mir, was wir uns dabei denken sollen.«

Sie sah hin und schüttelte den Kopf. »Wer hat die Scheibe eingeschlagen?«

»Wahrscheinlich er selbst«, sagte Suko.

Ihr Blick wurde starr. »Bedeutet das Selbstmord?«

»So sehen wir es auch.«

Sie nickte und hob die Schultern. »Er… er war noch nicht sehr lange bei uns, und ich möchte auch nichts Schlechtes über ihn sagen, aber er konnte sich in die Gemeinschaft nicht einfügen. Kapitän Wilson blieb immer ein Einzelgänger. Er muß schwere Sorgen gehabt haben, daß er sich zu so etwas hat hinreißen lassen.«

»Die hatte er.«

»Wissen Sie davon?«

Ich lächelte. »Ja, nur werde ich darüber nicht reden. Es ist eine dienstliche Sache.«

Miß Oldenroy nickte. »Ich verstehe schon. Tun Sie Ihre Pflicht.«

Suko hatte das Zimmer längst verlassen und die Kollegen angerufen. Auch ein Selbstmord muß untersucht werden. Zudem glaubte ich nicht daran, auch wenn alles darauf hinwies. Da mittlerweile schon sehr viel Zeit vergangen war, würden wir es an diesem Tag nicht schaffen, die Stelle zu erreichen und genauer zu untersuchen, wo die ›Coast Star‹ gesunken war.

Allerdings erlebten wir noch eine Überraschung, als wir abfahren wollten. Suko entdeckte den Wagen, der nicht weit von unserem Rover abgestellt war. Er fiel auch nur auf, weil eine Tür nicht verschlossen war. Sie stand so weit offen, daß der Oberkörper des Fahrers ein Stück heraushing. Als Suko die Tür ganz öffnete, kippte ihm der Mann entgegen.

»John!«

Ich war schon bei ihm.

Kalt rann es mir den Rücken hinab. In meinem Magen bildete sich ein Klumpen. Bevor dieser Mann gestorben war, hatte ihn sein Mörder grausam gequält. Wir sahen die tiefen Wunden und den ungewöhnlich

zur Seite gedrehten Kopf, der anzeigte, daß dem Toten das Genick gebrochen worden war.

»Wie bei James Bealer!« flüsterte ich.

Suko nickte. »Wahrscheinlich war es sogar der gleiche Täter.«

»Die Mumie?«

Er hob die Schultern. »Weißt du einen besseren Vorschlag?«

»Nein, mein Freund. Ich weiß nur, daß wir sie allmählich vernichten sollten, bevor es noch mehr Tote gibt.«

Dem fügte Suko nichts hinzu. Er fing aber an, den Toten zu untersuchen. Papiere fanden wir nur spärlich. Wir kannten den Knaben. Es war der hutlose Besucher gewesen, der mit seinem Kumpel zusammen Cole Wilson hatte in die Mangel nehmen wollen.

Der Führerschein war nur mehr ein Lappen. Mit dem Namen konnten wir nichts anfangen, aber wir waren uns sicher, daß Logan Costello allmählich sauer wurde.

Dieser Fall hatte ihn einen zweiten Mann gekostet. Aber wie ich Logan Costello kannte, würde er die Herausforderung annehmen. Er war ein Mann, der so leicht nicht aufgab.

Wir aber auch nicht!

***

Eigentlich hätte Logan Costello sich wohl fühlen können. Sein neueröffnetes Café war vom Publikum angenommen worden. Der Laden florierte, aber Costellos graues Gesicht war noch grauer geworden, und dieser Ausdruck sprach bei ihm Bände.

Sein Gefühlsleben stand innerlich auf Sturm. Das wußte auch Parker, der vor ihm saß und aussah wie ein kleiner Sünder. Er hatte Durst, aber er wagte nicht, sich etwas zu bestellen. Hinter ihm standen zwei Männer, die die kleine Nische innerhalb des Cafés zum großen Raum hin abdeckten.

Costello trank Rotwein. Wieder nahm er einen kräftigen Schluck und putzte mit der Zunge einige Tropfen von der Unterlippe weg. Es sah aus, als würde er Blut ablecken.

»Und du konntest nichts machen?«

»Nein, Chef, nichts.«

»Wie sah der Mörder aus?«

»Das… das war ein Ungeheuer. Sie kennen, Hammer, Sir. Er ist verdammt kräftig, aber gegen dieses Monstrum konnte er nicht an. Es stank nach altem Wasser oder verfaulten Pflanzen, als wäre es direkt aus der Tiefe des Meeres gekommen.«

Costello schaute hoch. »Vielleicht ist er das auch.«

Parker wunderte sich. »Sie glauben mir?«

»Ja.«

»Aber wieso? Vielleicht habe ich mich getäuscht. Ich meine, es ist ja

möglich, daß…«
»Wir haben es hier mit Dingen zu tun, die du nicht überblicken kannst«, erklärte der Mafioso. »Du kannst froh sein, daß es dich nicht erwischt hat, Parker.«
»Ja, das bin ich.«
»Allerdings hasse ich Versager, wie du weißt.«
Parker bekam eine Gänsehaut. Er kannte diesen Spruch und nahm allen Mut zusammen. »Soll ich irgend etwas wieder gutmachen, Sir?«
»Sicher.«
»Und was?«
»Ich gebe dir die Chance, den Tod deines Partners und Freundes zu rächen. Ist das nichts?«
Parker blickte auf und sah in die Eisaugen des Mannes. Sie zeigten auch weiterhin kein Gefühl.
Keiner seiner Leute hatte Costello je anders schauen sehen. Costello nickte. »Ja, du hast die Chance.«
»Und wann?«
»Meinetwegen sofort. Melde dich bei Limori. Er wird den Einsatz leiten.«
»Danke, Sir, danke.« Parker wollte aufstehen, doch das Granitgesicht schlug einmal kurz auf den Tisch. »Einen Rat gebe ich dir noch, Parker. Nimm zuvor Tauch-Unterricht.«
Als Parker seinen Chef sprachlos anschaute, gab dieser den Bodyguards ein Zeichen. Sie schnickten nur mit den Fingern, da war es Parker klar, daß er verschwinden mußte.
Er ging und Costello bekam neuen Wein.
Das war genau der Zeitpunkt, als zwei neue Gäste das Lokal betraten. Die beiden waren Suko und ich…

***

Der Typ hätte mich an der Tür fast umgerannt. Erst im letzten Augenblick erkannte ich ihn. Es war der Knabe, der zusammen mit dem hutlosen Cole Wilson gekommen war.
»Halt ihn fest, Suko!«
Mein Freund stand günstiger und schnappte blitzschnell zu. Der Mann drehte sich noch im Griff meines Partners und hörte den Chinesen sagen: »Auch ohne Hut machst du eine miese Figur.«
»Verdammt, laß mich…« Jetzt erkannte er uns, bekam staunende Augen und danach das Grinsen im Gesicht. »Ach, die Bullen.«
»Richtig«, sagte ich. »Im Gegensatz zu dir haben wir es nicht so eilig. Laß uns gemeinsam in die Pinte gehen.«
»Ihr werdet euch wundern.«
»Über Costello?«
»Ja.«

Suko schob ihn vor wie eine Puppe. Gegen die Kräfte des Inspektors kam der Knabe nicht an. Er wurde von Suko auch weiterhin durch das Café geschoben.

Ich erhaschte inzwischen einen Blick auf das Publikum. Es war altersmäßig gemischt. Jedoch sah ich ziemlich viele junge Leute, so knapp über Zwanzig, die nicht eben zu den Ärmsten unter der Sonne zählten.

Jede Großstadt hatte ihre »Beautiful people«. London machte da keine Ausnahme. Das waren Männer und Frauen, die nur Geld, schicke Kleidung und Karriere im Kopf hatten.

Sie lehnten in ihren weichen Kaschmir-Anzügen lässig an der Bar, führten die nichtssagenden Unterhaltungen ebenso lässig und schlürften auch lässig ihre Drinks.

Eines mußte man Costello lassen. Der Knabe wußte genau, wo das Geld gemacht wurde.

Mir lief ein Mädchen in den Weg, das ein sehr teures Designer-Strickkleid trug. Der Blick, mit dem sie mich bedachte, sprach schon von einer gewissen Menschenverachtung. Vielleicht gefiel ihr auch meine Winterlederjacke nicht, aber daran konnte ich mich nicht stören.

Zwischen all dem Glitzerkram wieselten Kellner hin und her. Sie wirkten ebenso blasiert wie die Gäste.

Costello hielt sich im hinteren Teil des Cafés auf. Früher fand man ihn des öfteren in Nachtbars, heute war er etwas seriöser geworden, aber das nur äußerlich.

Er war auch nie allein.

Als man uns entdeckte, standen plötzlich drei Männer auf. Typen mit harten Gesichtern und Schultern wie Kleiderschränken. Ich sah auch Costello. Er hockte an einem runden Tisch, trank Rotwein und telefonierte.

»Jetzt geht es euch dreckig!« versprach Parker.

Die drei Kleiderschränke versperrten uns den Weg. Sie trugen Waffen, das sah ich, aber sie konnten auch lesen und starrten meinen Ausweis an, den ich ihnen entgegenhielt.

»Wenn ihr unbedingt Ärger mit dem Yard haben wollt, versucht es. Ich glaube nicht, daß euer Chef damit einverstanden sein wird.«

»Moment«, sagte der Mittlere und trat an Costellos Tisch. Der hatte den Hörer aufgelegt, hörte sich die geflüsterte Meldung seines Laufburschen an und starrte zu uns herüber.

Ich grinste ihn an.

Er verzog nicht einmal seine Mundwinkel, aber niemand störte uns, als wir auf seinen Tisch zugingen.

»Hallo, Costello«, sagte ich.

»Sinclair und der Chink.«

»Ja.«

Wir setzten uns. Suko hielt Parker so fest, daß er sich nicht befreien konnte.

Costello schaute mich an. »Schade, ich hätte dich gern tot gesehen, Geisterseher.«

»Das weiß ich. Beim letztenmal hat es nun nicht geklappt.«

»Wir wiederholen es.«

Ich lächelte ihn an. »Vielleicht schon bald. Schließlich müssen Sie ja die Ladung bergen.«

»Welche Ladung?«

»Das Rauschgift.«

»Und wo soll das liegen?«

»Dicht vor der englischen Küste, im Kanal. Dort ist die ›Coast Star‹ schließlich gesunken.«

»Was Sie nicht sagen?«

»Deshalb kam ich zu Ihnen.«

»Und weshalb lassen Sie Parker nicht los?«

»Er ist Zeuge. Außerdem rannte er so schnell weg, als er uns sah. Als hätte er ein schlechtes Gewissen.«

»Ich gab ihm einen Auftrag.«

»Sollte er wieder jemand besuchen? Vielleicht den Kapitän des gesunkenen Schiffes?«

»Ich weiß nicht, was Sie wollen, Sinclair. Sie können mir nichts. Sie kommen hier in mein Café und belästigen mich. Was, also, ist los?«

»Ich wollte Sie nur vom Tod eines gewissen Cole Wilson in Kenntnis setzen. Wilson war der Kapitän der ›Coast Star‹.«

»Das weiß ich jetzt. Es tut mir leid für den Mann.«

»Sollen wir Ihnen das glauben?« fragte Suko. »Davon abgesehen, der Kapitän kam auf eine ähnlich schlimme Art und Weise ums Leben wie Ihre beiden Leute.«

»Darf ich erfahren, von wem Sie reden?«

»Ja. Bealer und der Begleiter dieses netten Herrn hier, der sich nicht von mir lösen kann.«

»Kennst du die Namen, Parker?«

»Nein, Sir.«

Costello hatte seine Leute gut gedrillt. Die hätten sich eher die Zunge abgebissen, als etwas zuzugeben.

»War noch was, Sinclair?«

»Im Moment nicht. Vielleicht sehen wir uns noch.«

Costello hob sein Glas. »Dann möchte ich Sie aber so steif und starr sehen, wie dieses Gefäß ist.«

Suko erhob sich als erster. Er schleuderte Parker, zur Seite, der von anderen Typen aufgefangen wurde, damit er nicht zu Boden fiel. Ich stand auch auf.

Unbehelligt verließen wir das Café.
»Costello ist am Ball«, sagte ich vor dem Laden. »Ich rechne schwer damit, daß wir ihn an der Unglücksstelle treffen.«
»Gemeinsames Tauchen also?«
Durch die gespitzten Lippen blies ich den Atem aus. »Davon bin ich nicht überzeugt.«
»Aber wie willst du anders an das Rauschgift und diese Mumie herankommen?«
»Vielleicht sollten wir mal die Navy fragen.«
Suko hatte begriffen. »Ein U-Boot?«
»Wäre zumindest nicht schlecht.«
Er schlug mir auf die Schulter. »Ganz im Gegenteil. Wenn es kein Phantom-U-Boot ist, bin ich sogar sehr dafür.«
»Dann wollen wir mal unseren lieben Sir James ein Feuer unter dem Hintern machen.«
Der Superintendent hörte sich unseren Wunsch wenig später an, während er in den grauen Himmel starrte, der über London lag. »Muß es unbedingt ein U-Boot sein?«
»Es reicht schon, wenn man uns in die Nähe bringt. Alles andere wird sich ergeben.«
»Sie wollen es als Startrampe benutzen?«
»So ungefähr.«
Sir James lächelte. »Das wird sich, so glaube ich, einrichten lassen…«
»Wir danken Ihnen, Sir«, sprach Suko auch in meinem Namen mit…

***

Costello war ein Mann, der eigentlich alles hatte. Was er nicht besaß, das konnte er besorgen. So verhielt es sich auch mit dem hochseetüchtigen Schnellboot, dessen Auslaufen er persönlich beobachtet hatte, bevor er sich zufrieden zurückzog.
Geführt wurde dieses Boot von einem Mann namens Limori. Er war kein Seemann oder Kapitän, dafür ein Typ, der Nerven aus Stahl besaß, als perfekter Kämpfer galt, gut organisieren konnte und als Söldner schon in zahlreichen Teilen der Welt seine blutigen Spuren hinterlassen hatte.
Trotz seiner 50 Jahre nahm Limori es mit den Jüngeren leicht auf. Er zeigte ihnen oft genug, wo ihre Grenzen lagen.
An Bord trug er seine Lieblingskleidung. Er nannte es Kampfanzug. Hose und Jacke bestanden aus schwarz eingefärbtem Stoff. An seinem Gurt klemmten ein Kampfmesser, eine kurzläufige MPi und ein Schnellschußrevolver, dessen Kaliber Elefanten auseinanderreißen konnte, wenn richtig getroffen wurde.
Die Besatzung bestand aus zehn Leuten. Fünf davon waren ausgebildete Taucher. Es verstand sich von selbst, daß alle in Diensten

des Mafioso standen.
Sie waren nicht direkt von Dover gestartet. Etwas südlich davon aus einer schmalen Bucht. Und ihr Kurs führte auch in Richtung Südosten in das graue Wasser des Kanals hinein.
Limori war mit dem bisherigen Ablauf zufrieden. Er verlangte nicht viel. Nur unbedingten Gehorsam. Wer nicht spurte, den machte er eiskalt nieder.
Die meisten Männer kannten Limori nur vom Hörensagen. Er gehörte zu den Leuten, die Costello meist in Reserve hielt und nur für bestimmte Aufgaben aktivierte.
Nur der Chef persönlich wußte, wie viele dieser Männer der Truppe angehörten. In seinem unmittelbaren Dunstkreis sprach man nur flüsternd davon. Die Zahl war kaum zu schätzen. Die einen sagten zehn, die anderen näherten sich mehr der Zahl hundert.
Limori gehörte zu den Perfektionisten. Nichts überließ er dem Zufall. Er kontrollierte lieber dreimal, ob seine Anordnungen auch befolgt wurden, das hatte er bei den Söldnern gelernt, bei denen es ohne Disziplin einfach nicht ging.
Die Küste war noch in Sicht, als sich Limori unter Deck begab, wo die Taucher warteten. Er hatte ihnen aufgetragen, die Ausrüstung noch einmal zu checken und genau zu kontrollieren, doch als er den Raum betrat, hockten sie in ihren Kojen, spielten Karten, und einer von ihnen saugte an einer Zigarette.
Limori ging immer leise, egal, wohin er sich begab. Auch jetzt hatte er da keine Ausnahme gemacht, deshalb hatten ihn die Taucher nicht bemerkt. Sie wurden erst aufmerksam, als sich der Mann räusperte.
Als sie hochschauten, wurde so manches Gesicht bleich. Sie kannten Limoris Härte. Zudem hatte er Rauchverbot erteilt. Wer sich da erwischen ließ, dem ging es meist schlecht.
Der Raucher drückte seinen Glimmstengel hastig aus, aber Limoris' Falkenaugen hatten längst gesehen, was anlag. Noch sagte er nichts, wartete mit vor der Brust verschränkten Armen und schaute die Taucher kalt an.
»Alles okay?« fragte er.
»Sicher.«
Er ging durch den Raum, schaute sich die Preßluftflaschen an, die Thermoanzüge aus Neopren und sah auch die Waffen durch. Kampfmesser, Harpunen und Sprengstoff, der auch unter Wasser zu zünden war.
Vor dem Raucher blieb er stehen. Bevor sich dieser versah, preßte ihm Limori die Stiefelsohle gegen die Brust und kippte ihn nach hinten. Der Mann fiel und röchelte, denn er spürte einen Moment später den Druck nach oben wandern. An seinem Hals konzentrierte er sich, so daß der Fuß ihm die Luft absperrte.

»Hat dir der Glimmstengel geschmeckt?« fragte Limori.
»Nein, ich…«
»Ob er dir geschmeckt hat?«
»Nein!« Der Taucher war rot angelaufen.
»Dann würg ihn aus!«
Es war eine Quälerei, die Limori mit dem Taucher veranstaltete. Niemand half dem Mann. Sie alle wußten, daß er gegen ein Verbot verstoßen hatte. Als es vorbei war, lag der Taucher keuchend und völlig entnervt oder kaputt am Boden.
Limori nickte den anderen Männern zu. »Bringt ihn wieder auf die Beine. Wir brauchen ihn noch.«
»Ja.«
Bevor er den Raum verließ, huschte ein Grinsen über sein Gesicht. »Und keinen Unsinn, meine Freunde, sonst hagelt es einiges, das euch nicht gefallen wird. Manchen Toten geht es besser, als meinen Feinden.«
»Okay, Limori, wir halten uns daran.«
Der Anführer ging. Auf Deck richtete er sein Gesicht gegen den Wind, bevor er sich auf den Weg zum Ruderstand machte, der fast einer kleinen Brücke glich.
Ladd war ein Kumpel von Limori. Er konnte alles lenken, was sich auf dem Wasser bewegte, auch dieses Boot bereitete ihm keine Schwierigkeiten. Wie immer trug er seine flache Mütze und den Rollkragenpullover, unter dessen Wolle sich die Muskelpakete abzeichneten.
»Wie ist die See?« fragte Limori.
»Günstig für diese Jahreszeit.«
»Und zum Tauchen?«
»Die See geht ein wenig hoch. Sie ist unruhig. In der Tiefe wird davon nichts zu merken sein.«
»Wann erreichen wir das Ziel?«
Ladd wandte Limori sein Gesicht zu. Die linke Hälfte war durch Narben entstellt. Ladd war einem Säure-Attentat nur mit Glück entgangen. Das Zeug hatte seine Augen treffen sollen, war dann nur gegen das Gesicht geklatscht. »Das ist schwer zu sagen. Ich würde meinen, daß wir noch dreißig Minuten unterwegs sind. Können auch einige mehr werden.«
»Das ist gut.«
»Sicher.«
Limori schlug Ladd auf die Schulter. »Ganz ehrlich, wie siehst du den Einsatz?«
Ladd lachte. »Was möchtest du hören?«
»Hast du nicht ein komisches Gefühl dabei?«
»Sollte ich das?«

Limori schaute durch die Scheibe auf das graue Wasser, das gegen das Boot anrollte. »Du hast dich oft auf deine Vorahnungen verlassen, Ladd, spürst du hier etwas?«

»Sollte ich das?«

»Ja, weil ich auch ein so komisches Gefühl habe, verstehst du? Ein verdammt komisches.«

»Du rechnest mit Schwierigkeiten?«

»Und wie!«

»Wer sollte uns im Weg stehen? Und wer wäre so stark, daß wir ihn nicht aus dem Weg schaffen könnten?«

Limori strich über seine Wangen. »Ich rechne mit menschlichen Feinden. Dabei denke ich an Bullen, aber ich rechne auch mit Dingen, die man nicht erklären kann.«

Ladd verzog die breiten Lippen. »Kannst du dich trotzdem nicht konkreter ausdrücken?«

»Es hängt mit dem versunkenen Schiff zusammen. Dieser Kahn wird von einem Geheimnis umgeben.«

»Na und?«

»Manches Geheimnis ist tödlich!«

Ladd begann zu lachen. »Ich verstehe dich nicht, Partner. Aus deinen Worten spricht so etwas wie Furcht. Limori, das kenne ich überhaupt nicht bei dir.«

Der Söldner zögerte mit der Antwort. »Furcht ist es nicht direkt. Irgendwie kommt mir dieser Einsatz nur anders vor, als die, die wir sonst fahren. Es hat schon Tote gegeben.«

»Wo?«

»Im Wrack. Ich bekam es gesagt. Wir müssen achtgeben. Man spricht von einem geheimnisvollen Killer, der unter Wasser sein Unwesen treibt.«

»So ein Harpunentyp?«

»Weiß ich nicht. Es gibt keine näheren Angaben über ihn.«

Ladd lachte. »Hat es schon je einen Typen gegeben, mit dem wir nicht fertig geworden sind?«

»Eigentlich nicht.«

»Da hast du's.«

Limori lachte ebenfalls und schlug dem Steuermann auf die Schulter. »Okay, mach deinen Job. Ich gehe an Deck.«

Dort fand er auch die anderen Söldner. Auch Parker war da. Er trug keinen Hut, der Wind hätte ihm die Kopfbedeckung sicherlich vom Schädel geweht. Der Mafioso machte einen unglücklichen Eindruck. Auf den Schiffsplanken fühlte er sich überhaupt nicht wohl, und Wasser mochte er auch nicht. Zudem hatte er sich schon einmal übergeben wollen, auch jetzt sah er ziemlich grün im Gesicht aus.

Limori blieb vor ihm stehen. »Du bist es nicht gewohnt, über Wasser

zu reisen.«
»Nein.«
»Du mußt dich aber zusammenreißen.«
»Ich versuche es.«
»Weißt du eigentlich mehr?« fragte Limori.
Parker preßte seine Hand gegen die Lippen, weil es ihm wieder hochkam. »Wie meinst du?«
»Eigentlich nicht. Aber da liegt der Stoff, den wir bergen sollen. Das ist alles.«
»Hört sich einfach an.«
»Klar, für einen Fachmann.«
»Das bin ich ja«, sagte Limori. »Und trotzdem hat es Ärger gegeben. Tote, nicht wahr?«
Parker nickte.
»Warum?«
»Ich habe keine Ahnung. Da unten scheint einiges nicht in Ordnung zu sein. Man spricht von einem Seeungeheuer oder ähnlichem. Ein Seemonstrum, das auf Menschen lauert.«
Limori grinste. »Also auch auf uns.«
»Klar. Aber ihr seid doch ausgerüstet. Ihr sollt das killen, was immer dort lauert.«
»Was könnte es denn sein?«
»Ich habe keine Ahnung«, sagte Parker und wandte sich ab. Er lief schnell, da er sich wieder übergeben mußte.
Limori hob die Schultern und gesellte sich zu seinen Männern, die an Deck saßen und vor sich hinstarrten.
»Brauchen wir wirklich nicht zu tauchen?« wurde er gefragt.
»Nein.«
»Was sollen wir dann hier?«
»Rückendeckung geben.«
»Gegen wen?«
»Keine Ahnung.«
Etwas schlug plötzlich gegen das Schiff. An der Backbordseite hatte der Kahn diesen Schlag erhalten, und der Schall pflanzte sich durch den Rumpf fort.
Sofort war Limori noch wacher als sonst. Er ging ins Ruderhaus, um von Ladd eine Erklärung zu bekommen, doch der Mann wußte auch nicht, was geschehen war.
»Ich habe es gehört und gespürt.«
»Können wir irgendwo aufgelaufen sein?«
»Nein.« Ladd schüttelte den Kopf. »Es gibt hier keine Felsen. Das Meer ist tief.«
»Was war es dann?«
»Schau mal nach, Limori. Vielleicht findest du große Treibholzstücke

auf den Wellen.«

»Und daran glaubst du?«

»Das ist wahrscheinlicher als Felsen dicht unter der Wasserfläche. Du kannst dich darauf verlassen.«

»Wir werden sehen.« Limori verließ das Ruderhaus. Er scheuchte seine Leute hoch, die ebenfalls Ausschau nach Treibholz halten sollten. Sie entdeckten nichts.

»Dann war es eben eine besonders starke Welle«, sagte der Söldner und ballte seine Hände zu Fäusten.

Die Männer schauten ihn an, als würden sie daran nicht glauben. Auch Limori persönlich wußte, daß er mit seiner Meinung unter Umständen falsch liegen konnte.

Er suchte Parker. Noch immer traute er dem Burschen nicht. Der wußte bestimmt mehr.

»Parker, verdammt! Wo steckst du?«

Die Stimme hallte über das Deck, doch der Gerufene gab keine Antwort. Limori lief zum Heck und blieb wie angewurzelt stehen, denn er sah Parker plötzlich.

Nur stand er nicht mehr normal an Deck. Er hing über der Reling. Und sein Kopf befand sich im Klammergriff gnadenloser Skelettklauen…

***

Wir hatten »unser« U-Boot bekommen!

Es war für Sir James recht leicht gewesen, eine Erlaubnis für uns zu erhalten. Wir hatten das Boot auf dem Wasser bestiegen und befanden uns nun auf der Fahrt zu unserem Ziel.

In der Kapitänsbude hockten Suko und ich zusammen, schon umgezogen. Die Taucheranzüge, von innen gut isoliert, lagen um unsere Körper wie eine zweite Haut.

Der Kapitän hieß Brody: Er kam zu uns und brachte heißen Tee mit. »Trinken Sie den. Wir haben ihn mit einigen Präparaten gewürzt.«

»Aufputschmittel?« fragte Suko.

»Wenn Sie Traubenzucker und Vitamine als Aufputschmittel bezeichnen, muß ich Ihnen recht geben.«

»Nein, nein, das nicht.«

Wir tranken den Tee, der ein wenig nach Zitrone und Apfelsine schmeckte, in kleinen Schlucken.

Brody schaute uns dabei zu. Er gehörte zu der jüngeren Generation von Offizieren und schüttelte den Kopf.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Tut mir leid, aber ich begreife nicht, was Sie auf diesem alten Wrack wollen?«

»Etwas suchen.«

»Das dachte ich mir. Und was?«

»Sie können schweigen?«

»Natürlich.«

»Es geht um Rauschgift. Heroin wahrscheinlich. Um dieses Zeug vor anderen Leuten in die Finger zu bekommen, nehmen wir die Mühe auf uns. Und es lohnt sich, kann ich Ihnen sagen.«

Der Kapitän nickte. »Das meine ich auch. Sie haben zudem noch Glück, denn die Stelle, wo Sie tauchen werden, liegt nicht so tief, als daß wir sie in einen Druckanzug stecken müßten.«

Suko grinste. »So etwas wäre in der Tat fatal gewesen.«

Ich schaute auf meine wasserdichte Uhr. »Wie lange sind wir noch unterwegs?«

»Es kann sich höchstens um eine halbe Stunde handeln.«

»Sollten wir nicht in die Druckkammer gehen?«

»Die Gleiter stehen längst bereit, Mr. Sinclair. Der Rest ist eine Sache von Minuten.«

»Gut.«

Wir tranken den Tee und schwiegen. Auch der Commander sagte nichts. Er besaß ein Gespür dafür, daß wir Ruhe brauchten, um uns auf unseren Einsatz zu konzentrieren.

Jeder hing seinen Gedanken nach. Ich wußte nicht, was uns erwartete. Es konnte die Hölle sein.

Schon einmal hatten wir einen Vorgeschmack dessen bekommen.

Wer da unten in der Tiefe lauerte und ob es tatsächlich die Mumie des Schamanen war, das würde sich noch herausstellen.

Wir verließen uns auf die normalen Waffen. Allerdings hatten wir auf die Berettas verzichtet, dafür sollten wir Harpunen bekommen und auch breitklingige Tauchermesser.

Als Brody sich erhob, standen auch wir auf. Er nickte uns zu. »Dann wollen wir mal.«

Wir mußten in die Druckkammer, wo die letzten Vorbereitungen getroffen wurden. Da bekamen wir die Preßluftflaschen angelegt, und wir sahen auch die Gleiter.

Die Geräte wurden von Elektromotoren angetrieben und besaßen an den Hecks sogar eine Schiffsschraube. Als ich sie betrachtete, kam ich mir vor wie der gute James Bond, der in seinen Filmen sich so manches Mal auf diese Gleiter verlassen hatte.

Das Boot machte keine Fahrt mehr. Wenn wir die Druckschleuse verlassen hatten, mußten wir uns auf die Kompasse an unseren Handgelenken verlassen.

Lampen bekamen wir auch mit. Die Anordnungen wurden nur im Flüsterton weitergegeben. Jedes zu laut gesprochene Wort hallte nach.

Ich wollte noch wissen, wie die See aussah.

»Relativ ruhig an der Oberfläche«, erwiderte Brody. »Sie kommt mir

schon vor wie die Ruhe vor dem Sturm. Fertig?« fragte er dann.
»Ja.«
»Dann viel Glück.«
Wir schoben die Mundstücke zwischen die Lippen, atmeten einige Male durch und traten auf die offene Luke zu. Die Gleiter paßten hindurch. Das Wasser in der Luke sah schwarz aus.
Suko verschwand zuerst darin.
Ich folgte ihm, spürte den Sog, der mich packte, als sich vor mir eine Klappe öffnete, durch die wir in das freie Wasser stoßen konnten. Mit dem Commander war alles abgesprochen. Er wußte auch, wenn er uns wieder aufnehmen sollte.
Außerdem besaßen wir jeder ein Funkgerät, mit dem wir Kontakt aufnehmen konnten.
Sekunden später hatte uns die schweigende Welt der Tiefsee verschluckt. Ich hielt mit beiden Händen die Griffe des Gleiters fest und hatte das Gefühl, ihn zu schieben und nicht, wie es tatsächlich war, von ihm gezogen zu werden.
Sehr schnell verschwamm der Umriß des U-Boots. Für uns gab es nur mehr ein Voran, aber kein Zurück…

***

Limori glaubte an einen Traum. Sogar an einen Alptraum. Was er da mit eigenen Augen sah, konnte einfach nicht wahr sein.
Aus dem Wasser und trotz des fahrenden Schiffes war eine Gestalt aufgetaucht, wie es sie nicht geben durfte, weil solche Art von Monstern normalerweise nur die Seeleute erfanden, wenn sie ihre Geschichten erzählten.
Aus dem Wasser war ein Skelett erschienen. Gelbgrün, bedeckt mit Algen und Tang, aber mit gewaltigen Klauen versehen, die tiefe Wunden in Parkers Kleidung und auch in die Haut gerissen hatten.
Das Untier wollte killen!
Und Parker hatte keine Chance mehr. Limori sah zu, wie das Skelett ihm das Genick brach.
Dann schleuderte es den Toten auf das Deck und starrte den Söldner an, dessen Finger bereits die beiden großkalibrigen Revolver umklammerten und hervorrissen.
Er schoß.
Die Kugeln hämmerten gegen die Knochen oder klatschten in die widerliche Algenmasse, aber sie richteten keinen Schaden an. Im Gegenteil, das Monstrum begann zu leuchten. Der Schein war urplötzlich da und umflorte den Körper, der sich von einer Sekunde zur anderen auflöste.
Limori schrie einen Fluch.
In das Echo seines Wortes hinein, hörte er die schnellen Schritte

seiner Männer, die von den Schüssen aufgeschreckt worden waren, auf ihn zurannten und fragten, was es gegeben hatte.
»Da, Parker!«
»Tot?«
»Ja.« Limori ging hin und kniete sich neben ihn. Er schüttelte den Kopf, als er den zerschundenen Körper sah. Parkers Blick zeigte noch die Überraschung, die er während des plötzlichen Überfalls empfunden hatte.
Die anderen Männer umstanden ihren Boß und schauten ihn fragend an, als dieser den Blick hob.
»Ihr wollt wissen, wie es passiert ist, wie?«
Die Männer nickten nur.
»Ich weiß es auch nicht.«
»Aber du hast geschossen.«
»Klar!« schrie Limori. »Ich habe auf ein gewaltiges Skelett geschossen, das aus dem Wasser kam und Parker packte. Aber dann löste es sich auf. Es bekam einen grünen Schein und war verschwunden. Wollt ihr noch mehr wissen, ihr Affen?«
Die Männer schwiegen betreten. Keiner wollte es recht glauben. Es war auch niemand da, der widersprach, zu tief steckte die Angst vor Limori in ihnen. Sie kannten seinen Jähzorn, der aufbrandete wie ein plötzlicher Orkan.
Limori stand auf. Er zeigte auf jeden einzelnen der Leute. »Ab jetzt herrscht Alarmstufe eins. Ich will, daß sich Wachen an Deck befinden, daß das Wasser beobachtet wird und so weiter. Bei der geringsten verdächtigen Bewegung sagt mir Bescheid.«
»Und was ist mit den Tauchern?« fragte jemand.
»Was soll damit sein? Sie werden ihrer Arbeit nachgehen wie vorgesehen. Dafür werden sie bezahlt.«
»Trotz des Monsters?«
»Ja, trotz des Monsters. Ich lasse mich hier nicht vertreiben. Das hat noch niemand geschafft. Hört ihr, noch niemand!«
»Schon gut, Chef!«
Limori war nervös. In den letzten Minuten hatte sein Weltbild einen gewaltigen Sprung bekommen.
Er war stets der Meinung gewesen, daß alles rational erklärbar war, und ihn nichts erschüttern konnte. Das stellte sich nun als Irrtum heraus.
Er ging zu Ladd. Der Kumpel aus alten Zeiten hatte sich nicht aus dem Ruderhaus gelöst. »Die Schüsse«, sagte er, »ich will nicht fragen, was sie bedeuteten, aber…«
»Wir haben Besuch bekommen. Und es hat Parker erwischt.«
»Tot?«
»Ja. Es kam aus dem Meer. Ein gewaltiges Monster, kein

Seeungeheuer, ein Skelett.«
Ladd verzog die Lippen.
»Sag jetzt nichts!« flüsterte Limori. »Glaub mir nur. Es killte Parker, riß ihn auf, brach ihm das Genick. So einfach kann man sterben, wenn man nicht acht gibt.«
»Und was ist mit dir?«
»Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was ich tue, wenn ich angegriffen werde. Das Scheusal ist kugelfest. Die anderen wissen es nicht. Ich sage es nur dir.«
Ladd nickte. »Das ist hart.«
»Wann sind wir am Ziel?« Limori wechselte das Thema.
»In diesen Augenblicken.«
»Okay, stell die Maschinen ab. Ich gehe zu den Tauchern und sage ihnen Bescheid.«
Limori verschwand. Von den Männern unter Deck wurde er bereits erwartet. Sie schauten ihn scharf an. »Es ist geschossen worden«, stellte einer von ihnen fest.
»Ja.« Mehr wollte Limori zu diesem Thema nicht sagen.
Aber der Frager war neugierig. »Was war der Grund?«
Der Chef starrte den Taucher an. »Ich mußte ein Exempel statuieren. Jemand tanzte aus der Reihe. Ihr wißt, wie es ist, wenn man mir nicht gehorcht. Da fliegen eben die Kugeln.«
»Er ist tot?«
»Genau. Man hat mir nicht gehorcht. Pech für den Knaben, aber ich bin eben besser.« Er hielt den Männern die Tür auf. »Geht an Deck. Euer Job beginnt, wir haben das Ziel erreicht.« Von diesem Skelett hatte er aus guten Gründen nichts erzählt. Limori wollte die Männer nicht nervös machen.
Spezialisten sind sensibel, und Taucher gehören nun mal zu diesen hochsensibilisierten Leuten.
Der Frager ging als letzter. Er blieb vor Limori stehen und schüttelte den Kopf. »Ich glaube dir nicht, Chef. Nein, ich glaube dir nicht. Die Schüsse hatten bestimmt einen anderen Grund.«
»Und welchen?«
»Ich werde es noch herausbekommen.« Der Mann ging zu den anderen Tauchern an Deck. Er stellte sich dort auf, schaute über das Schiff, konnte aber nichts Außergewöhnliches erkennen. Es gab einfach keine Spuren, und die Männer, die vielleicht mehr hätten wissen müssen, schwiegen.
Ladd hatte die Motoren nicht ganz abgestellt. Sie liefen in einer Stärke, die der Strömung trotzte und dafür sorgte, daß der Kahn praktisch auf der Stelle liegenblieb.
Limori gab seine Anweisungen. Die Taucher hörten zu. Sie bekamen noch einmal die Lage des versunkenen Schiffes mitgeteilt und wurden

auch über ihren genauen Job informiert. Es ging einzig und allein darum, das Rauschgift zu bergen. Nichts anderes hatte die Männer zu interessieren.

»Noch Fragen?« erkundigte sich Limori.

Der Sprecher hatte noch eine. »Welche Gefahren können uns dort unten erwarten?«

»Keine!« log Limori.

»Tatsächlich?«

»Wenn ich es sage, dann stimmt dies auch. Merkt euch das. Haie gibt es hier nicht, und die Konkurrenz hat von dem Zeug auch noch nichts spitzbekommen.«

»Okay, wir verlassen uns auf dich!«

»Das könnt ihr.«

Die anderen Männer sagten nichts. Limori war der Boß, und er hatte zu bestimmen. Die fünf Taucher steckten ihre Mundstücke zwischen die Lippen. Schweigend schauten die anderen Männer zu.

Wohl jeder dachte an das gewaltige Monster, und keiner von ihnen wollte in der Haut dieser fünf Männer stecken. In Limoris' Gesicht bewegte sich nichts. Er schaute zu, wie die Taucher der Reihe nach ins kalte Nordseewasser sprangen. Die langen, grauen. Wellen des Kanals schluckten die Männer wie große Mäuler.

An der Reling blieb Limori stehen. Über ihm wirbelten dunkle Wolken am Himmel. Sie sahen regen- oder graupelschwer aus. Der Wind hatte aufgefrischt. Böig und unangenehm kühl blies er über Deck.

Ladd hatte das Ruderhaus verlassen und ging auf Limori zu. »Kannst du ungefähr sagen, wie lange die Männer unten bleiben werden?«

»Kommt darauf an, wie schnell sie das Zeug gefunden haben.«

»Und wo liegt es?«

»Ich weiß es nicht.«

Ladd runzelte die Stirn. »Du hast also keinen Lageplan gefunden?«

»Nein.«

»Und das Monster?« fragte Ladd.

Limori hielt sein Gesicht in den Wind. »Ich habe ihnen nichts davon erzählt.«

»War das gut?«

Limori hob die Schultern. »Sie sollen unbelastet tauchen. Außerdem gehen wir ebenfalls ein Risiko ein.«

»Das stimmt.«

»Sieh dich um«, sagte Limori. »Ich habe die Wachen aufgestellt. Es herrscht Alarmstufe eins. Sobald dieses Skelett noch einmal auftaucht, werden wir schießen. Diesmal sind wir vorbereitet, darauf kannst du dich verlassen.«

»Dann willst du nicht fliehen?«

»Auf keinen Fall.«
Ladd schaute noch einmal über den grauen Wellenteppich. »Du bist der Chef«, sagte er, nickte und nahm wieder seinen Platz hinter dem Ruder ein. Für die anderen Männer begann das Warten. Keiner sprach darüber, aber jedem stand die Furcht ins Gesicht geschrieben…
Die Anwesenheit des Monstrums drückte auf ihr Gemüt…

***

Die Unterwassergleiter waren hervorragend. Wir brauchten uns nicht anzustrengen, nur zu lenken.
Die Motoren waren stark genug, um uns durch die schweigende Unterwasserwelt zu schieben.
Sie bot kein prächtiges Bild wie in den Tropen. Grau und grün präsentierte sie sich. Fische tummelten sich im nassen Element. Ihre Körper blinkten manchmal auf, wenn sie die Strahlen unserer Unterwasserlampen durchschwammen.
Wir glitten nebeneinander dahin. Der Abstand zwischen uns betrug ungefähr zwei Yards. Manchmal drehte Suko den Kopf, schaute mich an, nickte mir zu, und ich nickte zurück. Die Zeichensprache klappte, auch wenn wir keine Tauchprofis waren.
Wann wir genau unser Ziel erreichen würden, konnte keiner von uns sagen. Jedenfalls waren wir nicht vom Kurs abgewichen. Zudem waren wir in eine günstige Strömung geraten, die uns noch zusätzlich unterstützte und uns vorschob.
Ein versunkenes Schiff, Rauschgift und eine Mumie! Diese drei Dinge waren interessant. Irgendwie gehörten sie auch zusammen, nur wußte keiner von uns, wie die Verbindung genau war. Ich hatte mir auch den Besuch bei Cole Wilson noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Das Monstrum war urplötzlich erschienen, quasi aus dem Nichts, aber es war auch zuvor schon anwesend gewesen, jedoch unsichtbar.
Genau dieser Punkt bereitete mir Sorgen. Es konnte durchaus sein, daß wir es auch hier mit einem Unsichtbaren zu tun hatten und daß er uns unter Kontrolle hatte.
Auch jetzt…
Aber die See schwieg. Die Strömung schob uns weiter, wir sahen die Fische mit ihren schlanken Leibern und den großen Glotzaugen. Noch hatten wir den Grund nicht erreicht und glitten in einem schrägen Winkel dem Meeresboden entgegen.
Je tiefer wir kamen, um so finsterer wurde es. Die Dunkelheit des Meeres hüllte uns ein. Es war gut, daß wir unsere Lampen eingeschaltet hatten. Sie waren sehr stark, und die Strahlen schafften es auch, ihre Bahnen zu schneiden.
Wenig später sahen wir zum erstenmal den Grund. Der Boden war nicht glatt. Eine hügelige, graue Schattenlandschaft öffnete sich unter

uns, bedeckt mit Steinen oder Felsen, durchzogen von kleinen Tälern und Hügeln.

Nur das Wrack sahen wir nicht.

Suko schwamm näher an mich heran. Er löste eine Hand vom Gleiter und deutete mit dem Daumen in die Tiefe.

Ich war einverstanden, auf den Grund zu tauchen. Suko machte den Anfang.

Es sah aus meiner Perspektive so aus, als wollte er den Gleiter in den dicken Sand rammen, doch Suko tippte ihn im letzten Augenblick an, so daß er dicht über dem Grund dahergleiten konnte.

Ich schwamm über ihm. Aus verschiedenen Höhen durchschnitten die Lampenstrahlen die Dunkelheit des Wassers. Nach meinen Berechnungen konnte es nicht mehr lange dauern, bis wir das Ziel erreicht hatten.

Dann sahen wir den Schatten.

Er war groß, wuchtig, kompakt, und er gehörte zu keinem Felsen, der auf dem Grund lag. Dieser Schatten war ein künstlicher Gegenstand, der einfach nicht auf den Meeresgrund gehörte.

Es war das Schiff!

Auch Suko hatte es gesehen. Er schwamm unter mir schneller, und winkte mir gleichzeitig zu.

Auch ich beschleunigte die Geschwindigkeit. Manchmal kam ich mir vor, als würde ich in gläserne Wolken hineintauchen. Das Schiff war jetzt deutlicher zu erkennen. Beim Sinkvorgang hatte es sich zur Seite geneigt und war gekippt. Ob es mit dem Heck oder mit dem Bug zuerst den Grund berührt hatte, war nicht zu erkennen gewesen, jedenfalls hatte es sich zur Seite geneigt und war so liegen geblieben.

Suko ließ sich wieder in die Höhe treiben, damit er mich erreichte. Ich merkte ihm die Freude an, das Wrack endlich gefunden zu haben, und ließ ihn vorschwimmen.

Wenn wir das Schiff durchsuchten, waren die Gleiter hinderlich. Aus diesem Grunde mußten wir sie irgendwo befestigen. Nebeneinander schwebten wir über das Deck, sahen unter uns die Aufbauten, die Brücke, die Masten und auch die große Fläche mittschiffs, unter der die gewaltigen Laderäume lagen.

Eine Luke stand offen. Sie bildete ein schwarzes Rechteck und wirkte unheimlich.

Suko deutete genau in die Richtung, ich aber hatte etwas anderes vor und schwamm auf einen Mast zu. Er lag so günstig, daß wir die Gleiter dort befestigen konnten. Beide besaßen für diese Dinge eine Spezialkette mit entsprechenden Schlössern. Sie bestanden aus zwei Metallringen, ähnlich wie eine Handschelle. Die dazugehörigen Schlüssel trugen wir an unseren Uhrarmbändern.

Die Sache war schnell erledigt. Danach überprüften wir noch unsere

Waffen.

Es war alles okay. Auch die Harpunen, die wichtigsten Dinge, befanden sich in einem einwandfreien Zustand. Suko hatte noch seine Dämonenpeitsche mitgenommen. Ich verließ mich mehr auf mein Kreuz und natürlich auf den Silberdolch.

Schräg unter uns befand sich die offene Ladeklappe. Sie war ideal für neugierige Fische. Suko und ich sahen die Körper hinein- und auch herausschwimmen.

Diesmal glitt ich vor. Im schrägen Winkel tauchte ich der offenen Ladeluke entgegen. Ich wußte nicht, wie das Schiff in seinem Innern aussah und rechnete mit einem großen Raum, doch ich sah mich getäuscht. Der Lampenstrahl zeigte mir, daß die Räume im Bauch des Schiffs durch Schotts in Größe und Form verändert werden konnten. Man konnte ihnen verschiedene Größen geben.

Suko kam mir nach. Ich erwartete ihn wassertretend und gab ihm Zeichen. Er verstand die Bewegungen, nickte und schwamm nach rechts davon. Schon bald war er hinter einer Wand verschwunden, so daß auch der Lampenschein nicht mehr zu sehen war.

Ich nahm die andere Richtung.

Erst jetzt spürte ich das beklemmende Gefühl, das wohl jeden Taucher irgendwann einmal überkommt. Ich kam mir eingeschlossen vor, ungemein einsam, auch wenn mich Fische umgaben und handnah vor meiner Tauchermaske vorbeiglitten.

Der Lichtkegel zerrann, wenn er ein Ziel traf. Ich konnte erkennen, daß die Wände und Schotts Rost angesetzt hatten, sah auch einen Teil der Ladung, die sich nicht gelöst hatte, und dachte daran, daß es eine verdammte Sucherei geben würde, bis wir das Rauschgift fanden. Zudem suchte ich nach Spuren einer anderen Besichtigung. Es waren sicherlich Männer vor uns hier gewesen. So leicht gab ein Mann wie Logan Costello nicht auf. Der würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um das Zeug zu bergen. Schließlich stellte es einen Millionenwert dar.

Wieder durchschwamm ich eine Tür. Sie wirkte wie ein dunkler Ausschnitt innerhalb der Wand.

Dahinter war es ebenso dunkel wie in den Räumen zuvor. Aber ich war nicht allein.

Urplötzlich erschien der Schatten. Er kam von oben, wurde von kleinen Fischen begleitet, die wie Parasiten an ihm hingen.

Sofort blieb ich stehen, trat Wasser und hob meinen rechten Arm, um den anderen anzustrahlen.

Mein Herz schlug schneller, als der Kegel direkt in das Gesicht fiel und den Hals sowie einen Teil der Schulterpartie erfaßte. Es war ein Toter, der durch den Bauch des Schiffes trieb. Eine schreckliche, widerliche Gestalt, gezeichnet durch Wunden und einen

schrägsitzenden Kopf, dessen Haltung überhaupt nicht zum Körper paßte.

Man mußte diesem Menschen das Genick gebrochen haben.

Als würde er geschoben, so trieb er auf mich, so daß ich zur Seite glitt, um nicht von ihm berührt zu werden. Wie lange er schon tot war, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls war sein Gesicht gezeichnet.

Das Wasser hatte die Haut aufquellen lassen. Mir kam es vor, als wäre das rechte Auge halb herausgedrückt worden.

Die Leiche trieb vorbei und berührte die Wand, von der sie leicht abprallte.

Ich drehte mich, tauchte unter dem toten Körper hinweg, verließ den Raum und sah den Schein von Sukos Lampe.

Ich gab ihm mit dem Licht ein Zeichen, in dem ich meine Lampe mehrmals ein- und ausknipste.

Suko hatte verstanden und kam.

Ich winkte mit dem Finger, schwamm vor und zeigte ihm die Leiche, die in der Strömung tanzte. Es sah aus wie in Zeitlupe. Dann hatte sie sich wieder aufgerichtet, schabte an der Wand entlang und drehte sich auch.

Suko schaute mich fragend an.

Ich hob die Schultern. Eine Erklärung für dieses Phänomen hatte ich nicht, konnte mir aber vorstellen, daß dieses Monster den Mann getötet hatte. Möglicherweise war er der erste gewesen, der das Rauschgift gesucht hatte.

Ich winkte meinem Freund zu. Er verstand das Zeichen. Gemeinsam verließen wir diesen Laderaum, um das Innere des Schiffs weiter zu erforschen. Noch kontrollierten wir die Ladung nicht, das konnten wir später übernehmen, wir wollten die Mannschaftskabinen finden und natürlich die des Kapitäns. Er hatte von der Fracht gewußt, hatte durch sie das Unglück auf sich geladen. Vielleicht lag sie dort, wo er sich aufgehalten hatte.

Wir nahmen den gleichen Weg, den wir auch gekommen waren und schwebten schon bald durch die Luke wieder aus dem Schiffsbauch hervor, so daß wir uns über Deck bewegten.

Nahe der Brücke fanden wir einen Niedergang, schwebten ihn hinab und sahen eine offenstehende Tür, die schief in den Angeln hing. Suko quetschte sich als erster hindurch. Ich folgte ihm mit leichten Schwimmbewegungen. Ein Gang tat sich vor uns auf. Er war nicht breit. Rechts und links zweigten Türen ab. Sie führten in die einzelnen Kabinen. Die Räume waren nicht groß. Drei Betten standen jeweils in einer Kabine. Der kleine Tisch war ebenso festgeschraubt wie die drei Stühle. In den Spinden an den Wänden hingen noch die Kleidungsstücke. Teilweise hatte sich der Stoff auch aufgelöst oder wehte uns in langen Fetzen entgegen.

Vier Kabinen, in denen die Mannschaft ihre freie Zeit verbrachte, durchsuchten wir, ohne daß wir einen Erfolg erzielen konnten. Uns schwamm auch keine Leiche mehr entgegen. Im Gang trafen wir wieder zusammen. Suko streckte den Arm aus.

Wenig später erreichten wir die Kabine des Kapitäns. Dieser Raum war größer. Cole Wilson hatte sogar Bilder an die Wände gehängt. Sie bewegten sich im Rhythmus der Strömung.

Diesen Raum durchsuchten wir genauer.

Wir konnten uns nur sehr langsam bewegen. Ich kam mir vor wie jemand, der in der Raumkapsel hockt. Das Wasser stemmte uns doch einen gewissen Widerstand entgegen.

Wir teilten uns die Aufgabe. Es war ein kreisförmiges Suchen. Wir schauten überall nach, in den Einbauschränken, unter dem Bett. Ich nahm Bilder von der Wand, aber wir entdeckten nichts.

Schließlich blieb nur noch der Boden übrig. Er war mit einem Teppich belegt. Das Wasser hatte ihn mürbe gemacht und ihn gleichzeitig auch an verschiedenen Stellen aufquellen lassen, so daß er hügelige Hindernisse bildete.

Suko hob die Schultern, als ich in die Tiefe deutete, nickte dann ergeben und half mir dabei, den Teppich zu entfernen. Es war leichter, als wir gedacht hatten. Das Material hatte sehr gelitten. Wir nahmen unsere Messer und schnitten es ein.

Glück, Zufall, Intuition?

Vielleicht kamen alle drei Dinge zusammen. Jedenfalls hatten wir plötzlich Glück. Unter dem Teppich fanden wir tatsächlich die Umrisse einer weiteren Luke, die durchaus den Eingang zu einem Versteck darstellen konnte. Suko hielt sich neben mir auf. Er hob beide Hände, dann deutete er mit der Klinge in die Tiefe.

Es war klar, daß wir ohne Hilfsmittel die Luke nicht aufbekamen. Wie es Cole Wilson geschafft hatte, war uns ein Rätsel, wir aber mußten unsere Messer einsetzen.

Von zwei verschiedenen Seiten nahmen wir die Aufgabe in Angriff. Die Klingen waren sehr stabil, zum Glück auch so dünn, daß sie genau in die Spalte hineinpaßten.

Wir schoben sie so tief hinein, wie es eben möglich war und benutzten die Messer als Hebel.

Bei den ersten beiden Versuchen klappte es noch nicht. Erst beim dritten Anlauf tat sich etwas. Da bemerkten wir, daß sich die Klappe bewegte und wir sie anheben konnten.

Zuerst nur ein kleines Stück, doch mit einer größeren Kraftanstrengung hob sie sich immer weiter an. Ich hatte das Gefühl, als würde uns schmutziges Wasser entgegenquellen. Wir drückten die Klappe noch weiter hoch, Suko packte sie am Rand, so daß er sie umkippen konnte und sie auf der anderen Seite zu liegen kam. Freie

Sicht.

Ich leuchtete schon hinein. Der Raum war nicht sehr groß, ein kleiner, viereckiger Schacht, der sich hervorragend als Versteck eignete.

Auch für Rauschgift!

Etwas lag auf dem Grund des Schachts. Es war zunächst schwer für uns, es zu erkennen, aber es hatte ebenfalls viereckige Umrisse.

Ich tauchte in den Schacht. Die Preßluftflaschen hinderten mich daran, mich mit dem gesamten Körper in den Schacht hineinzudrücken, aber es reichte auch so. Wenn ich den Arm ausstreckte, gelang es mir, nach dem Gegenstand zu fassen, der auf dem Grund lag.

Es war eine dicke Schutzhülle aus Plastik. Weich wie Gummi, dennoch widerstandsfähig. Meine Finger wühlten sich hinein. Ich mußte mich schon anstrengen, um den Sack anheben zu können.

Suko half mir dabei. Gemeinsam hievten wir ihn aus seinem Versteck hoch und legten ihn neben der Luke zu Boden.

Wie viele Kilo schwer der Sack war, konnte keiner von uns sagen. Jedenfalls mußte es ein Vermögen an Heroin oder Kokain sein, das vor uns lag. Und wir hatten es gefunden!

Suko nickte mir zu.

Ich deutete auf den Sack und dann zur Tür hin. Ein Zeichen, daß ich vorhatte, zu verschwinden.

Auch Suko war einverstanden. Gemeinsam faßten wir den Sack an, drehten uns um und wurden von Lichtstrahlen geblendet. Ohne daß wir etwas bemerkt hatten, war Besuch gekommen.

Ich sah die Taucher in der offenen Tür. Sie trugen schwarze Anzüge und hielten die bereits gespannten Harpunen auf uns gerichtet. Ein Zeichen, daß sie nicht gewillt waren, uns lebend entkommen zu lassen.

Costello war mal wieder verdammt schnell gewesen!

***

An Deck des Schiffes wurde selbst ein Mann wie Limori nervös. Zu den Tauchern bestand zwar eine Funkverbindung, aber bisher hatte sich niemand gemeldet.

Um überhaupt etwas zu tun, kontrollierte er seine Leute. Er lief praktisch die Wachen ab und schärfte den Männern ein, bei verdächtigen Bewegungen, sofort Alarm zu schlagen.

Die Leute wußten, worauf es ankam. Er entnahm es ihren kalten, angespannten Gesichtern.

Dann ging er zu Ladd auf die kleine Brücke. Der Mann ließ sein Glas sinken, als er Limoris Schritte hörte. Ladd nahm einen Schluck Kaffee und fragte: »Alles okay?«

»Noch.«
Ladd grinste. Er hatte ein schmales Gesicht. Sein dunkles Haar war nach vorn gekämmt. Unregelmäßig fielen die Strähnen in die Stirn und zeichneten sich dort ab wie die Zinken eines Kamms.
»Wir kennen uns jetzt verdammt lange, Limori, noch nie habe ich dich so nervös gesehen. Selbst bei harten Einsätzen nicht.«
»Vielleicht werde ich alt.«
Ladd lachte. »Aber du doch nicht. Nein, es ist etwas anderes, mein Freund. Stimmt's?«
»Ja, Bruce. Es ist die verfluchte Ungewißheit, die mich gepackt hält. Dieses verdammte Nichtwissen, was noch auf uns zukommt. Ich weiß, daß in der Tiefe etwas lauert, aber ich weiß nicht, was es ist. Verstehst du? Das macht mich verrückt. Im Dschungel oder der Savanne, da haben wir genau gewußt, wer unser Feind war und wo er sich versteckt hielt. Wir konnten ihn zwar nicht sehen, aber wir haben geschossen und ganze Landstriche in Brand gesetzt. Aber was ist hier? Nichts. Nur Wasser unter dem Kiel, und im Wasser treiben sie sich herum, verstehst du das?«
»Ja, ich weiß, was du damit sagen willst.«
»Deshalb kann ich keine Ruhe finden.«
»Meinst du denn, daß dieses Ungeheuer sich die Taucher holen wird?« Da Limori vorerst keine Antwort gab, schenkte Ladd ihm Kaffee in einen zweiten Becher und reichte ihn dem Freund.
»Ich rechne damit.«
»Hast du sie gewarnt?«
Limori schaute Ladd über den Becherrand hinweg an. »Nein, das habe ich nicht.«
Bruce verzog die Mundwinkel. »War das fair?«
»Kommt darauf an, wie du es siehst. Wir haben hier einen verdammten Job zu erledigen. Die Männer wissen, daß wir uns nicht auf einer Spazierfahrt befinden. Sie alle haben eine harte Ausbildung hinter sich, und sie haben sich auf die Gefahren unter Wasser eingestellt.«
»Aber bestimmt nicht auf Monstren.«
»Damit rechnete auch ich nicht.«
Bruce Ladd leerte seinen Becher und stellte ihn weg. »Was willst du machen, wenn das Monstrum wieder erscheint und unser Schiff angreift?«
»Ich weiß es nicht.«
»Schießen?«
»Hat wohl keinen Sinn.«
»Dann müßtest du eine andere Waffe nehmen, falls du sie an Bord hast. Gibt es da etwas?«
Limori nickte langsam. »Ja, mir fiel ein, daß wir auch

Flammenwerfer mit dabei haben.«
»Nicht schlecht, der Gedanke.«
Limori hob die Schultern. »Ich sehe sonst keine andere Möglichkeit. Tut mir leid.«
»Wo sind sie denn?«
»Ich werde sie holen.«
Limori verließ das Ruderhaus und nahm einen Helfer mit. Die beiden verschwanden unter Deck.
»Hör zu, Eric«, sagte Limori, als er das Licht in einem der Stauräume einschaltete. »Wir werden uns die Flammenwerfer besorgen, die hier liegen.«
»Ich will nicht fragen, für wen, aber…«
»Das ist auch besser so.«
Drei Flammenwerfer waren nur vorhanden. Nicht jeder konnte also einen bekommen. Einen nahm Limori selbst an sich, die anderen beiden sollte Eric verteilen.
»Kann ich keinen nehmen?«
»Dann müßtest du eine andere Wachposition einnehmen.«
»Okay, mache ich.«
»Dann pack dir einen.«
Limori ging wieder zu Ladd. »Das Meer ist ruhig«, erklärte Bruce.
»Was hast du denn erwartet?«
»Ich weiß es nicht. Jedenfalls Schwierigkeiten.«
»Mal den Teufel nicht an die Wand.«
Ladd lachte. »Ist er nicht schon gekommen?«
»Bis später.« Limori verließ die Brücke und hatte seinen Fuß kaum auf das Deck gesetzt, als er den lauten Ruf von der Bugwache her hörte. Dort stand der blonde Eric und winkte aufgeregt.
»Ihr anderen bleibt auf euren Plätzen!« schrie Limori. Er selbst rannte los.
Eric hatte sich gedreht und schaute ihm entgegen. Aufgeregt wischte er durch sein Gesicht. »Das Wasser kommt mir vor, als würde es kochen.«
»Wo?«
Eric zeigte über Bord. Auch hier war das Meer eine graugrüne, wogende Fläche. Doch etwa zwanzig Yards vom Bug des Schiffes entfernt, tat sich etwas.
Da kochte das Wasser.
Es schien in der Tiefe erhitzt zu werden. Keiner der Männer hörte das Brodeln, aber beide sahen den Schaum, der sich kreisförmig an der Oberfläche ausbreitete.
Gewaltige Blasen stiegen aus der Tiefe, quirlten, zerplatzten. Tropfenfontänen spritzten in die Höhe, und ein kreisförmiger Schaumteppich hielt sich fast an einer Stelle.

Limori war ratlos. Es kam selten vor, daß er nicht wußte, was er unternehmen sollte. In diesem Fall aber konnte er nur die Schultern heben.

»Da sind Knochen!« schrie Eric.

Limori hatte sich gerade abgewandt. Jetzt schaute er wieder hin und mußte Eric recht geben.

Aus der Tiefe wurden Knochen in die Höhe geschleudert. Menschliches Gebein, auf dem weder Fleisch noch Haut klebte. Es glänzte vor Nässe und wirkte wie abgenagt.

Die Knochen sprangen aus dem Wasser. Einige waren ziemlich lang, andere wieder kürzer, und zum Schluß folgte als Krönung des Ganzen ein blanker Schädel.

»Scheiße!« schrie Eric. »Wer ist das?«

»Parker!«

Eric blickte Limori starr an. »Das ist doch nicht wahr, zum Henker«

»Doch, es ist wahr. Irgend jemand hat Parker in die Tiefe geholt und zum Skelett gemacht.«

»Wahnsinn!« brüllte Eric.

Limori wollte nicht, daß der Mann die anderen Leute ansteckte. Er schlug ihm gegen die Brust.

»Reiß dich zusammen, verdammt! Wir dürfen die Nerven nicht verlieren!«

Die Wucht des Treffers hatte Eric um die eigene Achse gedreht. Er stand jetzt mit dem Rücken an der Reling. Seine Hände umklammerten die Maschinenpistole. Es sah so aus, als wollte er sie herumschwingen, aber er riß sich zusammen.

»Laß es!« sagte Limori.

Eric nickte.

Limori ging einen Schritt zurück. Die direkte Sicht auf das Wasser war ihm durch Erics Körper genommen. Deshalb konnte er auch nicht das Monster sehen, das sich aus der düsteren Tiefe des Kanals in die Höhe geschoben hatte.

Ein Arm schnellte vor.

Blitzartig, mit den Augen kaum zu verfolgen und erst sichtbar, als sich die Klaue um den Hals des Mannes klammerte.

Sie riß Eric hoch.

Bevor Limori noch eingreifen konnte, stand Eric bereits auf der Reling. Nur für einen kurzen Moment berührte er sie mit den Füßen. Dann kippte er nach hinten weg.

»Eric!« Limori brüllte den Namen, sprang vor und löste den Flammenwerfer vom Gürtel.

Sein Kumpan lag bereits im Wasser.

Der Körper war schon zur Hälfte untergetaucht. Nur mehr die Arme schauten hervor. Er schwenkte sie wild, schlug auch um sich, war aber

nicht in der Lage, das Skelett zu erwischen oder dessen harten Griff von seinem Hals zu lösen.

Das Monstrum zog ihn in die Tiefe. Dabei wirkte die Maschinenpistole in seiner Hand wie ein lächerliches Spielzeug. Noch einen letzten Schrei stieß er aus, und Limori konnten Eric und das Monstrum genau erkennen.

Es war wieder dieses gelbliche Skelett, um dessen Knochenkörper dennoch ein leicht grünlicher Schein lag, der nicht von dieser Welt zu stammen schien.

Obwohl Limori höher stand, kam ihm das Monstrum unnatürlich groß vor. Ja, es mußte einfach größer sein als ein Mensch, und es hatte die Kraft eines Riesen.

Mit einer Hand hielt es Eric fest. Noch hatte es den Mann nicht unter Wasser gezogen. Es schien den an Bord stehenden Limori verhöhnen zu wollen, der jetzt seinen Flammenwerfer hochriß und auf das Skelett anlegte.

Da verschwand es.

Ein letzter Schrei wehte über das Wasser. Mehr war von Eric nicht zu hören. Die gnadenlose Tiefe des Kanals fraß ihn buchstäblich auf. Er hatte keine einzige Chance mehr.

Das Meer kochte weiter. Limori sah das Brodeln des Wassers, als würde es erhitzt. Sein Gesicht war hart, die Augen besaßen keinen Glanz mehr. Er versuchte vergeblich, nach beiden zu suchen, sie ließen sich nicht mehr blicken, und das Wasser deckte den Mantel des Schweigens über diese Stelle, wo Eric verschwunden war.

Auch das Brodeln nahm ab. Einige Blasen zerplatzten noch, schaukelten auf den Wellen, dann waren auch sie verschwunden. Nichts deutete mehr darauf hin, welches Drama sich an dieser Stelle abgespielt hatte.

Limori überlief eine Gänsehaut. Er ballte seine freie Linke so stark, daß die Fingernägel in die Hand schnitten. Dann drehte er sich langsam um.

Die beiden übriggebliebenen Männer hatten ihre Plätze verlassen. Sie wollten auf Limori zugehen, aber sie blieben stehen, als sie in sein Gesicht schauten.

Es war verkantet, hart, die Haut schien nur mehr aus Papier zu bestehen. Als er die Schultern anhob, deutete er damit an, daß auch er keinen Rat wußte.

Er ging auf die Leute zu. »Okay, Männer«, sagte er mit spröder Stimme. »Eric lebt nicht mehr.«

»Wie Parker?«

»Ja.«

»Das Monstrum holt sich einen nach dem anderen!« flüsterte der Sprecher. »Erst Parker, jetzt Eric. Ich frage mich, was mit den

Tauchern geschehen ist. Sie waren zu fünft.«
Limori gehörte zu den Menschen, die Probleme direkt angingen. »Wir müssen damit rechnen, daß sie nicht mehr leben.«
»Und wir?«
»Ich weiß nicht«, erwiderte Limori.
»Verdammt, sag etwas. Wir wollen hier nicht krepieren. Dieses Ungeheuer holt einen nach dem anderen. Ich will irgendwann im Bett sterben und nicht ersaufen.«
»Reiß dich zusammen, Rick.«
Der mit Rick angesprochene Mann wies auf seinen Begleiter. »Guthry denkt ebenso. Es tut mir leid, Kumpel, aber wir wollen nicht mehr. Es gibt nur noch eine Chance für uns. Wir müssen so schnell wie möglich von hier verschwinden. Noch ist Zeit. Scheiß was auf die Taucher. Mein Hemd sitzt mir näher als deren Schwimmflossen.«
Limori nickte. Die Männer konnten jedoch nicht erkennen, ob es sich dabei um ein Einverständnis handelte. »Ich rede mit Bruce Ladd.«
»Aber schnell.«
Da explodierte Limori. Wie ein Dampfhammer kam seine Faust von unten nach oben. Sie explodierte an Ricks Kinn. Der Mann wurde rücklings auf die Planken geschleudert, war aber hart im Nehmen, rollte sich herum und brachte die MPi in Anschlag.
Er schaute genau in die Mündung der anderen Waffe. »Laß es«, sagte Limori. »Und wenn du dir vor Angst die Hosen vollmachst, noch bin ich hier der Chef. Deine große Schnauze kannst du dir sparen. Aber wir reden noch darüber, falls wir hier herauskommen. Entweder gehen wir gemeinsam unter, oder wir überleben.«
Rick betastete sein Kinn und wischte auch Blut von der Lippe. »Okay, okay, du hast gewonnen. Ja, du hast gewonnen. Ich… ich konnte nicht anders. Sorry.«
»Schon gut.« Limori passierte ihn und ging auf die Brücke zu. Dort wartete Ladd schon.
»Diesmal habe ich alles gesehen.«
»Ja - und?«
»Ich habe auch gehört, Limori. Wir sollten wirklich von hier verschwinden. Gegen diese Bestie kommen wir nicht an.«
»Ich bin noch nie weggelaufen.«
»Ich auch nicht. Aber heute ist es besser, wenn wir uns zurückziehen. Das ist kein normaler Gegner.«
Limori nickte. Es war ihm zuwider, doch Bruce Ladd hatte recht. Die andere Seite war immer stärker. Vor allen Dingen konnte sie überraschend und urplötzlich zuschlagen. Ohne Vorwarnung.
»Sollen wir?« fragte Ladd. »Hast du dich entschieden?«
»Ja.« Limori nickte. »Schmeiß die verdammten Maschinen an. Volle Kraft voraus. Dover ist…«

Er sprach nicht mehr weiter. Auch Ladd sagte nichts, denn beide hatten den dröhnenden Laut vernommen, der sich durch den Schiffsrumpf fortpflanzte.

Irgend etwas war gegen die Bordwand geschlagen, und zwar mit einer solchen Stärke, daß es das Boot fast zerrissen hätte.

Limori fuhr herum.

»Es ist da!« schrie Ladd. Er wartete Limoris Antwort nicht erst ab, sondern verließ die Brücke.

Kaum hatte er seinen Fuß an Deck gesetzt, als das Schiff den zweiten Schlag bekam, irgend etwas brach mit einem häßlichen Knirschen zusammen, dann bekam der Kahn von einem Augenblick zum anderen eine solche Schlagseite, daß sich niemand mehr auf den Beinen halten konnte.

Die sich an Deck befindlichen Männer fielen hin, rutschten über das Deck, und auch Limori wurde quer durch das Ruderhaus geschleudert. Mit dem Rücken krachte er gegen eine Konsole. Er befand sich in einer Haltung, die es ihm ermöglichte, gegen eine Scheibe zu schauen, und er sah dahinter das Grauen.

Wie ein von Mythen umwehter Titan stieg das gewaltige Skelett aus dem Wasser und kletterte an Bord…

***

Wir hatten uns reinlegen lassen!

Ich spürte den Druck im Magen, als hätte mir dort jemand einen Hieb verpaßt.

Auch Suko hatte bemerkt, in welch einer fatalen Lage wir steckten. Er befand sich neben mir und hatte die Hände vom Körper abgespreizt, ein Zeichen, daß er nichts unternehmen wollte.

Würden sie schießen?

Zunächst einmal nicht. Durch Bewegungen gaben sie uns zu erkennen, daß wir zurückzugehen hatten.

Das taten wir auch.

Jetzt konnten sich die Taucher vordrängen. Wir stellten fest, daß wir es nicht nur mit zwei oder drei Gegnern zu tun hatten, sondern mit fünf Männern. Hinter den drei sich in der Kabine befindlichen sahen wir noch zwei andere.

Es lag auf der Hand, daß auch sie an das Rauschgift herangewollt hatten. Diese Arbeit war ihnen durch uns abgenommen worden. Darüber ärgerte ich mich auch.

Einer bückte sich, ohne daß er in die Schußrichtung seiner Kumpane geriet mit beiden Händen nahm er das Zeug und schleifte es aus der Kapitänskabine.

Die drei anderen bedrohten uns nach wie vor mit ihren Harpunen. Zusätzlich steckten in ihren Gürteln noch schwere Tauchermesser.

Was konnten wir tun?
Zunächst einmal nichts. Wir waren im Wasser immer langsamer als ihre Pfeile. Hart abgeschossen, würden sie sich raketenartig durch das Wasser pflügen.
Der Taucher, der das Rauschgift weggeschleppt hatte, kehrte zurück.
Er nickte seinen Kumpanen zu und hob die Harpune so an, daß der Pfeil ebenfalls auf uns wies.
Suko und ich kamen uns vor wie vor einem Hinrichtungskommando. In wenigen Sekunden würden die Pfeile in unsere Körper jagen.
Da brach plötzlich vor uns der Boden auf!

***

Limori hatte seinen Rücken gegen die Konsole gepreßt. Er stand ebenso schief, wie das Schiff lag.
Seltsamerweise dachte er darüber nach, wie es dem Skelett wohl gelungen sein konnte, ein schweres Boot wie dieses aus der Schwimmlage zu hebeln.
Doch er wußte auch, daß es dabei war, ihn als nächstes Opfer zu holen. Es würde durch die Scheibe des Ruderhauses klettern, nachdem sie von ihm zertrümmert worden war.
Dann schlug es zu.
Eine gelbliche Knochenfaust näherte sich der Scheibe von außen und rammte sie auf, als bestünde sie aus Papier. Die Splitter und Scherben flogen dem Mann entgegen. Er tauchte zur Seite und riß den Flammenwerfer in dem Augenblick in die Höhe, als das Skelett mit einem weiten Schritt die Brücke betrat.
Limori »schoß«.
Aus dem Rohr fauchte die gelbrote Lohe hervor, und sie fand mit tödlicher Sicherheit ihr Ziel. Das Feuer fächerte gegen die unheimliche Gestalt aus dem Meer. Jetzt mußte sie zerschmelzen, brennen oder was immer auch. Aber es geschah nichts.
Das Skelett wurde umflackert. Einzelne Flammenarme umtanzten es wie ein Vorhang, der es nicht mehr loslassen wollte, und Limori gab noch einmal Stoff. Er schrie dabei und kam sich selbst vor, wie vom Feuer der Hölle umhüllt. Diesmal fächerte er die Flamme von unten nach oben. Er sah, daß sein Gegner nach hinten zurückwich, um dann in Richtung Reling zu laufen.
Limori brauchte Sekunden, um dies zu begreifen. Er brüllte dann auf. »Verdammt, ich habe ihn gepackt. Ich habe dieses verfluchte Monstrum erwischt.«
Nichts hielt ihn mehr auf der Brücke. Er stolperte durch die Tür, glich instinktiv die Schlagseite des Schiffes durch seine Bewegungen aus und hetzte weiter, den Flammenwerfer stets im Anschlag.
Es war zu spät.

Das Skelett stand bereits auf der Reling und setzte mit einem gewaltigen Sprung über Bord. Die nächste Lohe fauchte über den Rand des Schiffes hinweg. Sie zerflatterte fauchend in der kalten Luft.

Limori blieb breitbeinig und leicht geduckt stehen. Sein hartes Gesicht zeigte ein verzerrtes Grinsen.

Er drehte sich um, rief nach den anderen und spürte den kalten Wind im Gesicht.

Rick, Guthry und Ladd waren noch da. Sie hatten Deckungen gefunden, aus denen sie sich jetzt hervortrauten.

Ladd schüttelte den Kopf. »Verdammt«, sagte er. »Wie hast du das geschafft, Limori?«

»Mit Feuer!« Die Augen des Mannes glänzten wild. »Ich habe es vertrieben, hört ihr? Ich werde es wieder vertreiben, wenn es sich noch einmal über Bord schwingt.« Er holte tief Luft. »Jetzt können wir fahren. Wir…«

»Fahren nicht!« schrie Ladd.

Limori fuhr herum. »Weshalb nicht?«

»Wir haben ein Leck!«

»Was?«

»Ja, das Skelett hat ein Leck in die Bordwand geschlagen.«

Im ersten Augenblick wußte der Mann nicht, was er dazu sagen sollte. »Und die Pumpen?« fragte er.

»Sind außer Betrieb!«

»Wie das denn?«

»Es hat im Maschinenraum einiges zerstört!« schrie Bruce. »So sieht es aus, verdammt. Wir müssen auf dem Wasser bleiben.«

»Und mit sinken, wie?« fragte Guthry.

Ladd schüttelte den Kopf. »So schlimm ist es nicht. Immerhin haben wir zwei Rettungsboote an Bord.« Er schaute Limori an, weil er ihm die Entscheidung überlassen wollte.

Limori nickte. »Und es gibt keine andere Chance?«

»Denk an die Schlagseite. Sie wird zunehmen. Das Leck ist verdammt groß. Es strömt einfach zu viel Wasser hinein.«

»Wir müßten also sofort von Bord?«

»Das wäre besser!«

Limori paßte es nicht. Die Rettungsboote waren wesentlich kleiner als das Schiff. Er hatte das Monstrum nicht erwischt. Sollte es aus der Tiefe erscheinen, würde es keine Mühe haben, die beiden Boote umzukippen.

»Entscheide dich!« drängte Ladd.

Limori nickte. »Okay, in die Boote.«

Die Männer waren erleichtert und rannten zum Heck, wo sie die beiden Boote zu Wasser lassen konnten. Ladd war ein Mann, der auch dies beherrschte. Durch Hebel und Winden schaukelten die beiden

Rettungsboote der Wasserfläche entgegen.
Es waren weiß angestrichene Kähne. Unter einer wasserdichten Ölhaut verborgen, lag in einem Boot eine Rettungsausrüstung. Damit konnte man schon überleben.
Während sich das Schiff weiter neigte, arbeiteten die vier Männer verbissen. Ladd gab die Anweisungen. Er war wieder ruhig geworden und sah auch, daß die Boote sicher auf der Wasserfläche landen würden.
Sie sprangen hinein. Noch waren die Rettungsboote mit dem Schiff verbunden.
Schnell lösten die Männer die Haken.
Sie waren frei.
Ladd und Limori befanden sich in dem einen, Guthry und Rick in dem anderen Boot. Wellenkämme packten die beiden Schiffe, hoben sie an und trugen sie fort.
Sehr schnell entstand zwischen den vier Männern eine größere Distanz, über die hinweg Ladd den anderen zurief, den Außenborder unter der Plane wegzuholen.
»Ihr müßt ihn anbringen. Wir haben genug Treibstoff, um die Küste erreichen zu können.«
»Okay.«
»Außerdem müssen wir vom Schiff weg. Wenn es sinkt, reißt uns der Strudel unter Wasser.«
»Verstanden.«
Die Außenborder wurden über die Heckreling gekippt. Sie sprangen sofort an.
»Und jetzt weg!« schrie Limori.
Wellen trugen sie hoch. Sie sahen, wie ihr Schiff an Schlagseite zunahm. Es würde nur mehr Minuten dauern, dann sank es.
»Und die Taucher?« fragte Ladd noch.
»Sie haben nicht das Glück gehabt wie wir.«
»Meinst du, das Ungeheuer hat sie zerfetzt?«
»So ähnlich.«
Bruce Ladd schüttelte sich. Er kannte die Männer zwar nur vom Ansehen, dennoch hatte er Mitleid mit ihnen. Zudem dachte er daran, wie leicht ihnen das gleiche hätte passieren können.
Die Knochen, die vor kurzem an die Oberfläche gespült worden waren, schaukelten noch immer auf den Wellen. Weißgelbe Gebeine und ein Totenschädel, zu dem sich plötzlich ein zweiter gesellte. Er tauchte wie ein Korken auf und hüpfte auf den Wellen.
»Das ist Rick!« keuchte Bruce Ladd.
»Ja, er hat Pech gehabt.«
»Und was machen wir, wenn das Skelett erscheint?«
Limori hob seinen Flammenwerfer an. Er sprach in das Tuckern des

Außenborders hinein. »Ich habe gesehen, daß dieses Monstrum Angst vor Feuer hat. Wir werden es zerschmelzen. Wir brennen ihn einiges auf den Pelz, darauf kannst du dich verlassen.«

Ladd hob nur die Schultern. Er kümmerte sich um das Ruder des Rettungsbootes. Als einer der beiden Schädel zum Greifen nahe an der Bordwand entlangtrieb, rann ein Schauer über seinen Rücken.

Es war nicht zu erkennen gewesen, wem der Kopf gehört hatte.

Das Schiff sank.

Es sah ungewöhnlich aus. Zuerst erschien es so, als wollte es mit dem Bug zuerst aus dem Wasser steigen. Er bäumte sich regelrecht hoch und schien Luft holen zu wollen.

Dann sackte es ein. Als hätte das Meer sein Maul geöffnet und noch einmal kräftig Atem geholt. Mit dem Heck zuerst verschwand es in den Fluten. Der Bug schaute noch hervor wie das Gebilde eines Künstlers. Dann sackte der vordere Teil des Schiffes weg.

Ein gewaltiger Strudel entstand, ein Sog, der sich ausbreitete und auch die beiden Rettungsboote nicht verschonte. Sie wurden von ihm noch erfaßt, durchgeschüttelt und fast um die eigene Achse gedreht. Aber sie waren schon zu weit von der Unfallstelle entfernt, um ernstlich in Gefahr zu geraten.

Ladd nickte. »Wir sind wirklich noch früh genug von Bord gekommen, Partner.«

Limori zeigte ein knappes Grinsen. »Das meine ich auch.« Dann wurde er wieder ernst. »Wie sieht es mit dem Kurs aus. Liegen wir richtig?«

»Ich schaue nach.« Ladd orientierte sich mit Hilfe des Kompasses, schüttelte aber den Kopf und schlug einen Kurswechsel vor.

»Sag das auch den anderen beiden!« Bruce wollte hinüberschreien, aber das Wort blieb ihm im Hals stecken, denn urplötzlich nahm das Wasser unter ihnen einen anderen Farbton an. Es leuchtete und schimmerte in einem satten Grün, als würden sie über eine große Wiese fahren.

Das war nicht alles.

Hatten sie bisher nur die dunkelgraue Oberfläche gesehen, so war diese plötzlich durchsichtig geworden. Aus der Tiefe her strahlte das Licht und breitete sich kranzförmig aus. So weit und auch hoch, daß es sogar die Oberfläche erreichte.

Die Männer vergaßen ihre Flucht. Sie hockten an der schmalen Reling, schauten hinüber und sahen das, was sich unter Wasser abspielte, wie durch ein Glasfenster…

Die beiden Taucher waren ebenso überrascht worden wie wir. Sie vergaßen das Schießen, denn der Schiffsboden wurde von einer gewaltigen Kraft zerschmettert.

Uns flogen Bohlen, Teppichstücke oder was immer es sein mochte,

um die Ohren, aber das war nicht alles, denn die Kraft des Ungeheuers zerstörte auch die Wände der Kabine.

Ein Skelett erschien!

Ein gewaltiges grüngelbes Etwas, eingehüllt in Aibonlicht, mit einem riesigen Schädel und ebenfalls grünlich leuchtenden Augen.

Jetzt schossen die Taucher!

Zu spät. Nicht wir bekamen die Harpunenpfeile mit, sondern das übergroße Skelett.

Sie jagten in seinen Körper, blieben stecken, aber das machte dem Monstrum nichts aus. Es wurde wütend, und es begann mit seinem grausamen Werk. Wir standen diesmal günstig, im Rücken des Monstrums. Es warf sich vor, schleuderte ein Stück Kabinenwand zur Seite und bekam einen der Taucher mit beiden Knochenpranken zu fassen.

Zum Glück war die Sicht nicht mehr so gut, so bekam ich nicht alle Einzelheiten mit.

Das Skelett tötete den Mann innerhalb von Sekunden und schleuderte ihn dann fort.

Es lief durch die Lücke, wo einmal die Wand gewesen war. Suko packte mich an der Schulter. Er drehte sich gleichzeitig und deutete in die Höhe. Wir mußten raus aus diesem verdammten Wrack, kamen auch weg, während unter uns ein mörderischer Kampf entbrannte.

Und wir schwammen ins Licht.

Hinein in eine zitternde, grünliche Helligkeit, die sich wie ein Teppich aus Glas im Wasser ausbreitete. Die absolute Ruhe umgab uns, und es kam mir vor wie ein Traum.

Ich schaute nach rechts.

Entfernungsmäßig nicht abzuschätzen, sah ich einen Schatten aus der Höhe dem Boden entgegensinken.

Er sah aus wie ein Schiff. Aber das interessierte uns im Augenblick nicht. Wir schwammen einen Bogen, drehten dann und schauten nach unten, wo das Wrack lag.

Ja, wir sahen es sehr deutlich. Wie unter einer flachen Glaskuppel, und es war dort zerstört worden, wo sich die Kapitänskabine befand und sich das Skelett zum erstenmal gezeigt hatte.

Ich fühlte mich auf einmal besser. Es kam mir vor, als hätte mir jemand ein Aufputschmittel gegeben. Irgendeine Kraft war dabei, die Kontrolle über uns zu bekommen.

Ich hörte Sukos Stimme. Es war eigentlich unmöglich, daß wir uns verständigen konnten, schließlich steckte ein Mundstück zwischen unseren Lippen. Demnach mußten es seine Gedanken sein, die ich akustisch vernahm.

»Das ist Aibon.«

»Ja, Suko.«

Mein Partner drehte sich überrascht um, als er meine Antwort vernommen hatte. Er schwamm auf mich zu. »Du kannst meine Gedanken hören?«

»So ist es.«

»Ich deine auch.«

»Gut, das hat etwas mit diesem Zauber zu tun.«

»Aibon?« fragte er.

»Was sonst?«

Aibon, das geheimnisvolle Land, das auch eng mit dem Dunklen Gral verknüpft war, hatte uns schon seit Jahren Rätsel aufgegeben. Aibon - das bedeutete eine Märchenwelt der Feen, der Elfen, der Gnome und der gefallenen Engel.

Eine Shakespeare-Welt, die zwischen dem Diesseits und dem Jenseits ihren Platz gefunden hatte, die schon zu Beginn der Zeiten, als sich Gut und Böse trennte, entstanden war und nun eine Zwischenwelt markierte.

Aibon war auch das Land der Druiden. Wenn sie starben, wartete dieses Paradies auf sie.

Und hatte uns Cole Wilson nicht erklärt, daß auch die geheimnisvolle Druidenwelt eine Rolle spielte? Der Schamane, der sich stets an Bord seines Schiffes befand, war dafür der beste Beweis. Wilson hatte nicht nur von einem Schamanen gesprochen, auch von einer Mumie. Wir aber hatten ein Skelett vor uns gesehen.

Gewaltig, übergroß, größer vielleicht als zwei aufeinandergestellte Menschen.

Möglicherweise gab es sogar zwei Monstren. Einmal das Skelett und zum anderen die Mumie. Wobei sich letztere noch auf dem Schiff versteckt halten mußte.

»Du hast mir aus der Seele gedacht«, hörte ich Sukos Stimme. »Auch ich bin ähnliche Richtungen gewandert.«

»Fragt sich nur, was wir machen.«

»Er wird uns holen wollen, John.«

»Tot oder lebendig?«

»Bisher hat er nie jemand am Leben gelassen.«

Da hatte Suko leider recht. Ich stellte meine Gedanken ab und schaute mich um. Neben mir sah ich meinen Freund. Sogar die Augen hinter dem Sichtschirm der Maske konnte ich erkennen, denn unsere Umgebung hatte sich lichtmäßig stark verändert.

Sie war grün geworden. Aibons Einfluß griff bereits nach uns.

Der Kapitän Cole Wilson hatte den Fluch ins Leben gerufen. Aber wer konnte ihn löschen? Und wie schafften wir so etwas?

Ich fand leider keine Lösung. Auch Suko dachte ähnlich wie ich. Gedanklich schlug er vor, wieder aufzutauchen.

»Ohne die Gleiter?«

»Die müssen wir zurücklassen.«
Ich war dagegen. »Wir werden allein sein, Alter. Allein im Kanal.«
»Die Taucher sind auch von einem Schiff gekommen. Das müssen sie einfach sein.«
»Ich habe ein Schiff sinken sehen.«
»Was schlägst du vor?«
»Wir müssen zurück. Es hat keinen Sinn, die Flucht zu ergreifen. Am besten wird es sein, wenn wir uns dem Skelett stellen. Nur so können wir den Fluch löschen.«
»Dann willst du es vernichten?«
»Ja.«
Der Inspektor hob die Hand. Unter der Maske verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Lächeln.
»All right, Alter, ich wußte ja, daß es darauf hinauslaufen würde. Dann komm.«
Bevor ich noch eine gedankliche Erwiderung geben konnte, hatte er schon abgedreht und glitt vor mir schräg in die Tiefe und dem Wrack entgegen. Allerdings änderte Suko seinen Kurs sehr bald. Er wollte vom Heck her das Ziel anschwimmen.
Damit war auch ich einverstanden.
Uns trieb ein länglicher, dunkler Gegenstand in den Weg. Es war der Taucher, dessen schnellen Tod ich leider miterlebt hatte. Die Strömung hatte ihn aus der unmittelbaren Nähe des Schiffes geholt, und so fand er seine Bahn.
Zwischen Suko und mir trieb er hindurch. Er sah scheußlich aus. Sein Kopf hing zur Seite. Er wirkte wie abgeknickt. Die Arme pendelten von seinem Körper ab wie zwei Gegenstände, die überhaupt nicht dazu gehörten.
Fünf Taucher hatten wir gesehen. Einer von ihnen war tot. Die anderen vier auch?
Ich traute diesem Schamanen oder dem Skelett alles zu. Kapitän Wilson hatte ein schreckliches Erbe hinterlassen. Man konnte ihm indirekt die Schuld am Tod der Männer geben.
Ich hatte mein Kreuz aus der kleinen Tasche am Gürtel geholt und es umgehängt. Wie bei Suko und mir, so war auch dieser Talisman von einem grünlichen Schleier umgeben. Ein mattes Licht, wie nachgezeichnet, manchmal zitternd, je nach dem, wie sich das Kreuz bewegte.
Unter uns lag das Wrack.
Wir schwebten über das Deck. Nur sehr leicht bewegten wir beide unsere Füße. Jedes Detail trat jetzt klar und scharf hervor. Wir konnten unter uns alles erkennen, nur die Taucher entdeckten wir nicht und ebenfalls nicht das Skelett.
Beide befanden sich vorderschiffs, wo wir auch die Ausmaße der

Zerstörung entdeckten.
Suko trat Wasser.
Ich glitt an ihn heran und konnte seine Gedanken empfangen. »Irgendwie habe ich den Eindruck, John, als würde das Skelett nur auf uns allein warten - oder?«
»Wie kommst du darauf?«
»Es ist einfach ein Gefühl, das ich nicht wegbekommen kann. Wir stehen vor der Entscheidung.« Er schaute mich an. Ich sah seine Augen hinter der Maske unnatürlich groß. »Wir müssen langsam zu einem Entschluß kommen, John. Wirklich.«
»All right, ich werde in das Schiff tauchen.«
»Nein, das brauchst du nicht!«
Es waren harte und scharfe Worte, die da mein Gehirn getroffen hatten. Suko hatte nicht zu mir gesprochen, eine fremde Stimme war hinter der Stirn erklungen.
Der Schamane?
»Wer bist du?« formulierte ich in Gedanken.
»Die alten Völker, die einmal hier waren, haben mich prota magicus genannt. Es waren Römer, die mich sahen, die mit mir etwas anfangen konnten, denn ich zeigte ihnen die Tür ins Reich der Magie, der wunderbaren Zauberei, die Aibon beherbergt. Ich habe in Aibon gelebt, aber auch auf der Erde. Ich lebte in den grünen Wassern des Landes, ich war etwas Besonderes. Ein alter Schamane, mal Mann, mal Frau, ein Zwitter. Deshalb wurde ich auch als Seehexe bezeichnet. Ein Wesen, das Aibon die Unsterblichkeit gegeben hat, verstehst du?«
»Ja, ich glaube…«
»Du bist mir nicht unbekannt, obwohl ich dich heute zum erstenmal sehe. Ich kenne dich, ich weiß etwas von dir, denn du bist ein Mensch, der bereits einen Blick in das wunderbare Land tat. Du hättest wissen müssen, daß man alte Regeln nicht brechen darf. Und wer sie bricht, den trifft die Strafe. In meinem Bereich bin ich allmächtig. Alle Menschen, die sich gegen mich stellen und damit auch den Fluch ignorieren, müssen sterben. Sie haben es versucht, sie leben nicht mehr:«
»Auch die Taucher nicht?«
»Einer ist…«
»Die anderen, meine ich.«
»Sie sind eingesperrt. Ich werde sie nicht mehr freilassen. Aber erst muß ich mich um dich kümmern.«
»Ich wollte mich ebenfalls mit dir beschäftigen, Schamane. Zeige dich. Aber schnell…«
Ich hörte ein Lachen, das wie Glockenklänge in meinem Gehirn widerhallte. »Wenn ich etwas hasse, sind es Aufforderungen von Menschen. Möglicherweise bin ich längst in deiner Nähe. Nur siehst

du mich noch nicht. Ihr Menschen habt Augen, um zu sehen, manchmal aber sind sie verschlossen. Ich war schon bei euch, als ihr mit dem Kapitän gesprochen habt. Gib acht, ich komme. Er hat den Fluch gelöscht, ich bin frei, und du wirst mich sehen können.«

Zwar besaß ich am Rücken keine Augen, aber Suko hatte sich so gedreht, daß er die Wasserfläche hinter mir beobachten konnte. Da von ihm keine Warnung erklungen war, konnte ich mich beruhigt auf das Gebiet unter mir konzentrieren.

An Deck sah ich die Bewegung. Ein dunkler Punkt oder Gegenstand schwebte darüber hinweg und schoß plötzlich in die Höhe.

Kein Skelett, eine Mumie!

Ich erinnerte mich wieder an die Erzählungen des Kapitäns. Er hatte ebenfalls von einer Mumie gesprochen.

Jetzt sah ich sie, und sie bewegte sich auf mich zu.

Ich hatte die Harpune!

Noch ließ ich sie näher herankommen. Bisher hatte ich die Waffe noch nicht einzusetzen brauchen, das sollte sich ändern, ich mußte nur die nötige Distanz haben, um eine Trefferquote garantieren zu können.

Die Mumie schwebte auf mich zu, als würde sie von unsichtbaren Händen geleitet.

Ich schaute sehr genau hin und konnte bereits ihr Gesicht erkennen. Es war widerlich. Mir kam es vor wie ein eingeschrumpfter Apfel. Die Haut bestand einzig und allein aus einem Netz von Falten, heller als die dunkle Haut, in der allerdings grüne Augen auffielen.

Die Arme lagen dicht am Körper. Sie wurden ebensowenig bewegt wie die Beine.

Ein besseres Ziel hätte mir der Schamane einfach nicht bieten können. Noch einmal nahm ich Maß.

Dann drückte ich ab.

Der Pfeil durchschnitt das Wasser. Er wäre schräg in den Körper hineingefahren, aber der befand sich plötzlich nicht mehr da. Nichts war dort, er hatte sich aufgelöst, und mein abgeschossener Pfeil zischte ins Leere.

Dafür hörte ich einen Schrei, der mir fast die Trommelfelle sprengte. Diesmal mußte ich herum und sah nicht nur Suko, auch den Schamanen. Er hatte sich verwandelt.

Aus der Mumie war ein gewaltiges Skelett geworden!

Und in seiner rechten Klaue zappelte Suko!

Im ersten Augenblick war mir dies nicht aufgefallen, ich hatte mich nur über die Haltung meines Freundes gewundert, sein Kopf wies nach unten - jetzt sah ich, daß er nicht anders konnte, denn der rechte Knöchel wurde von der Skelettfaust umklammert.

Und welch ein Monstrum!

Zweimal, dreimal so groß wie ein Mensch? Vielleicht vergleichbar mit dem Schwarzen Tod, einem meiner ersten gefährlichen Gegner, den ich ebenfalls nur als Skelett gekannt hatte?

Dieses hier war anders. Gelb wie Knochen, gleichzeitig von einem grünlichen Schein umgeben, der an den Gebeinen zu haften schien. Ein gewaltiger Schädel mit grünen Augen oder was immer diese Masse sein mochte, die in den Höhlen leuchtete.

Tang bedeckte Teile des Körpers und hing von den Schultern herab.

Ein widerliches Scheusal und dabei brandgefährlich. Mörderisch, stets bereit, zu töten.

Suko hatte es schon, die andere Hand schwebte im Wasser. Die Knochenfinger waren ausgebreitet, sie kamen mir vor wie, weiße abstehende Dolche, und das vor mir waagerecht schwebende Monstrum streckte in diesem Moment seinen Arm aus.

Die Hand näherte sich mir.

Es war wie auf dem Bildschirm oder der Kinoleinwand. Näher und näher kam sie, so daß sie sich vergrößerte und schließlich mein gesamtes Blickfeld einnahm.

Ein Alptraum.

Ebenso wie die Stimme, die ich kratzig in meinem Schädel hörte, und die mein gesamtes Denken einnahm.

»Aibon hat sich geöffnet, Aibon hat sich gezeigt, aber Aibon wird euch verschlingen…«

»Das hat man mir schon einmal gesagt«, erwiderte ich in Gedanken. »Ich wollte dir gegenübertreten, Schamane. Einmal Mumie, einmal Skelett, du verteilst das Grauen. Aber glaube nur nicht, daß ich Furcht empfinde. Wir werden es ausfechten.«

Ich hatte bei diesen Worten nur meine Arme bewegt und die Kette mit dem Kreuz über den Kopf gestreift. Zum Glück war die Kette lang und breit genug, so daß sie auch an den Luftschläuchen vorbeistrich.

Sehr nahe war die Hand gekommen. Das Skelett konzentrierte sich auf mich, Suko glaubte es sicher, ein Irrtum, denn mein Freund und Kollege war nicht umsonst ein exzellenter Kämpfer.

Das bewies er in diesen Augenblicken.

Trotz seiner miesen Lage gelang es ihm, eine Hand so am Körper hochzuschieben, daß er den Griff der Dämonenpeitsche umklammern konnte. Er zog sie hervor, mußte einen Kreis schlagen, so daß die Riemen aus der Öffnung rutschen konnten.

Das schafften sie trotz des Wasserdrucks. Allerdings lag der schwerste Teil der Arbeit noch vor meinem Freund. Er mußte die drei Riemen so in die Höhe schwingen, daß er mit einem Schlang den Arm oder einen anderen Körperteil des Skeletts erwischte.

Es konzentrierte sich auf mich.

Ich sah nur die gewaltige Hand, die mich mit einem Druck der

Knochenfinger zerquetschen würde.

Sie hatte Genicke gebrochen und schreckliche Wunden zugefügt, doch ich vertraute auf mein Kreuz.

Die Formel konnte ich nicht rufen, aber ich schwamm der Hand entgegen und preßte das Kreuz gegen die Knochen.

Magie macht vieles möglich. Diesmal hörte ich keine Stimme, sondern einen wirren Schrei. Das Skelett zog die Pranke zurück, ich sah noch einen Abdruck auf der Knochenfläche, dann zog sich der Körper zusammen. Besseres konnte dem kampfbereiten Suko nicht passieren.

Er hatte endlich eine andere Position eingenommen und konnte zuschlagen.

Sehr langsam nur fächerten die drei Riemen auseinander. Es schien so, als wollten sie das unheimliche Knochengestell überhaupt nicht berühren, dann bekamen sie Kontakt.

Wieder erklang ein Schrei.

Das Skelett rollte herum. Sein Arm und die linke Knochenhüfte war getroffen worden. Die Dämonenpeitsche, eine mächtige Waffe, hatte einen Teil der Arbeit geleistet und den Knöchernen angeschlagen.

In einer Reflexreaktion hatte es seine Klaue geöffnet, so daß Suko wegschwimmen konnte.

Auch ich schwamm.

Es sah aus sie Todesmut, aber es war eiskalte Berechnung, als ich mich auf den Knöchernen zubewegte. Vielleicht wollte der Schamane noch weg, ich aber war schneller. Ich umschwamm ihn in Schädelhöhe, schwang meinen Körper herum und kam von der Rückseite, während Suko sich wieder auf einen Schlag konzentrierte.

Dann war ich am Kopf, und ich hatte meinen Dolch gezogen. Von hinten führte ich die rechte Hand um den Schädel herum, so daß sich die Klinge nicht nur dem vorderen Gesicht näherte, auch dem rechten Auge.

Genau in das Rund setzte ich die Klinge!

Ich spürte kaum Widerstand, zog das Messer sofort wieder hervor und versuchte beim zweiten Auge das gleiche. Da rutschte ich am Schädel ab, drehte den Dolch jedoch, so daß die Klinge beim zweiten Versuch hineinfahren und das Auge zerstören konnte.

Als ich die Waffe wieder hervorzog, folgte der Schwall einer dicken, grünen Flüssigkeit wie zwei Ströme. Sie verteilten sich im Wasser und sahen aus wie Teppiche aus grüner Farbe.

Ich stieß mich mit den Füßen noch ab und sah, daß auch Suko zur Seite schwamm.

Wir waren gerade noch rechtzeitig weggekommen, denn der Todeskampf des Monstrums begann.

Diesmal kam es nicht mehr frei. Die Waffen der Weißen Magie hatten

dafür gesorgt. Wir sehen den Kampf nicht nur, wir hörten auch die schrecklichen Schreie in unserem Kopf widerhallen.

Es waren Laute, die wahnsinnig machen konnten; aber da mußten wir durch. Es gab keine andere Alternative für uns. Ich tauchte weg, auch Suko schwamm zur Seite, es hatte keinen Sinn, wir hörten die Schreie trotzdem. Das Skelett führte wilde Tänze auf. Es schwamm Spiralen, auch Kreise, tauchte in die Tiefe, kam wieder hoch, um einen Moment später wieder dem Meeresboden entgegenzujagen.

Es krachte in das Schiff hinein.

Seine Schreie verklangen und die Welt des gläsernen Grüns um uns herum. Aibon trat zurück.

Das normale Wasser umgab uns, erschwerte die Sicht, so daß wir vom Wrack nur mehr den Schatten sahen, wenn wir mit unseren langen Lichtfingern darüber hinwegstrichen.

Wo war der Schamane?

Wir sahen ihn nicht mehr, aber über das Deck trieb eine lange Spur aus Sand.

Keiner von uns glaubte daran, daß es tatsächlich Sand war. Wahrscheinlich waren es die Überreste des Schamanen, die sich im Wasser verteilten.

Und wir sahen die Taucher. Es mußte ihnen gelungen sein, sich zu befreien. Zu viert und hintereinander stießen sie aus einer offenen Luke irgendwo am Schiff.

Suko deutete nach oben.

Ich nickte.

Ab an die Oberwelt!

***

Die gar nicht so freundlich aussah, als wir endlich auftauchten und in der Nähe zwei Boote sahen, auf die sich vier Männer verteilten. Die Männer sahen uns, sie waren schwer bewaffnet, aber sie schossen nicht. Wir zogen uns trotzdem zurück und schwammen unter Wasser weiter, um möglichst Distanz zwischen sie und uns zu bringen. An die Gleiter dachten wir im Moment nicht mehr. Wir wußten auch nicht genau, wieviel Zeit vergangen war, denn die letzten Minuten waren mir vorgekommen, wie eine kleine Ewigkeit.

Weshalb uns die Taucher verfolgten, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls taten sie es, wie ich mit einem Blick über die Schulter feststellen konnte.

Die Boote begleiteten sie und überholten sie auch. Noch schoß niemand, aber wir konnten uns ausrechnen, wann sie uns eingeholt hatten.

Dazu kam es nicht mehr.

Ein zweites Ungeheuer erschien. Diesmal eines aus Stahl, ein

Wunderwerk moderner Technik, ein U-Boot.

Unser Boot! Und auch die Rettung.

Nicht nur wir hatten das U-Boot gesehen, die Verfolger ebenfalls. Sie zogen die Konsequenzen und sich selbst zurück.

Es dauerte nicht lange, da konnten wir durch den Turm auf der Brücke des U-Boots in den warmen Bauch klettern. Der Kapitän persönlich empfing uns. Er lächelte. »Wir haben uns Sorgen gemacht. Zudem sank ein Schiff, es gab einige Bewegungen in der Nähe, da wollten wir nachschauen.«

»Daran haben Sie gutgetan, aber wir müssen noch einmal zurück.«

»Was?«

»Ja, wir haben das Rauschgift gefunden. Es liegt im Wrack.« Von der Mumie erzählten wir nichts.

Bei unserem nächsten Ausflug in die schweigende Welt wurden wir von einigen Marine-Tauchern begleitet. Wir schwebten über das Deck und gelangten in die Kabine des Kapitäns, die aussah, als hätte ein gewaltiger Orkan alles zerrissen.

Das Gift sahen wir auch.

Die Hülle hatte alles überstanden. Als ich meinen Dolch zog, ließ man mir den Vortritt.

Ich schnitt den weichen Kunststoff auf, und das Wasser fuhr gierig in die Lücke hinein. Suko, die Taucher und ich schauten zu, wie ein Millionenvermögen weggeschwemmt wurde.

Zum erstenmal in diesem verdammten Fall konnten wir uns richtig freuen. Durch die Vernichtung des weißen Gifts hatten wir wahrscheinlich einige Leben gerettet.

Die Gleiter nahmen wir mit. Wir waren beide froh, daß sie uns wieder in Richtung U-Boot transportierten…

ENDE